

---

Pastoralblatt für die Diözesen  
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,  
Hildesheim, Köln, Osnabrück

---

**Januar 1/2004**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Heiner Koch „Wir sind gekommen, um Ihn anzubeten“ (Mt 2,2)	1
Norbert Schuster Das Vaterunser	3
Hans Hausdörfer Frisst die Zeit uns auf?	11
Sonja Tannebaum Entdeckungsreise: Gemeinde - Kinder - Garten	16
Abraham Roelofsen Brüder und/oder Schwestern?	23
Martin Lätzel Liturgische Präsenz	27
Literaturdienst: Heinrich Janssen: Perle des Gebets Hans-Ulrich Wiese: Karsamstagsexistenz Michael Meyer-Blanck / Walter Fürst (Hg.) Typisch katholisch - typisch evangelisch Stefan Kiechle SJ: Größer als unser Herz	29

---

**PASTORALBLATT**

**Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln |  
Prof. Dr. Norbert Schuster, Friedenstr. 17,  
55559 Bretzenheim | Msgr. Hans Hausdörfer,  
Dr.-Graf-Str. 5, 51515 Kürten-Bechen |  
Sonja Tannebaum, Marzellenstr. 32 /  
GV Abt. Kinderpastoral, 50668 Köln |  
Dr. Abraham Roelofsen, Neue Nordstr. 37,  
42105 Wuppertal | Martin Lätzel, Danziger Str. 52 a /  
Erzbistum Hamburg, 20099 Hamburg

Unter Mitwirkung von Pfarrer Ralf-Peter Cremer, Kloster-  
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof  
12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois Jansen,  
Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg | Prälat Dr. Heiner  
Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Domkapitular  
Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50, 14057 Berlin |  
Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21,  
31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath,  
Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,  
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01,  
Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,  
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint  
monatlich im J. P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,  
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro  
incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft  
2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren  
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-  
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit  
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-  
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:  
Druckerei J. P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,  
50668 Köln

Heiner Koch

# „Wir sind gekommen, um Ihn anzubeten“ (Mt 2,2)

Papst Johannes Paul II. hat die Jugendlichen der Welt zum Weltjugendtag 2005 nach Deutschland eingeladen. Er hat ihn unter das Motto gestellt: „Wir sind gekommen, um Ihn anzubeten“ (Mt 2,2). Mit diesen Worten leuchtet die ganze Erzählung des Matthäusevangeliums von den drei Sterndeutern auf: ihre Sehnsucht, ihr Aufbruch, ihr Suchen und ihr Finden Gottes in einer für sie überraschenden Weise, ihre Freude, ihre Anbetung und ihre Heimkehr auf einem neuen Weg kann zum Deutungsmuster unseres Lebens und unseres Glaubensweges werden. Auf diesem Weg möchte ich in diesem Jahr den Blick richten.

## „Wir haben seinen Stern gesehen“ (Mt 2,2)

„Man sieht oft etwas hundertmal, tausendmal, ehe man es zum allererstenmal wirklich sieht“ (Christian Morgenstern). Zweifelsohne übersehen auch Menschen mit einer guten Sehkraft vieles oder nehmen manches erst gar nicht wahr: „Dass ich dir wehgetan habe, habe ich nicht gesehen“, müssen wir wohl nicht selten gestehen oder: „Das habe ich so noch gar nicht wahrgenommen“. Tatsächlich, es ist eine Kunst: zu sehen. Es bedarf mancher Anstrengung und mancher Übung, sehen zu lernen. Wirklich zu sehen nämlich bedeutet, in die Tiefe zu sehen, einen Durchblick hinter alles Oberflächliche zu wagen. Gerade für diese Dimension aber sind viele Menschen blind, für sie ist das oberflächlich Sichtbare alles und anderes gibt es für sie nicht.

Der christliche Glaube weiß dagegen, dass die zunächst sichtbare, greif- und fassbare Welt durchschaut werden kann auf eine tie-

fere Wirklichkeit, in der sie gründet, auf Gott hin. Auf ihn hin ist alle Wirklichkeit durchsichtig, und er scheint in allem durch. Alle Wirklichkeit ist für uns Christen „sakramental“: in ihr ist Gott wirklich und sichtbar gegenwärtig. Menschen, die diese tiefe Wirklichkeit Gottes sehen, gilt die Seligpreisung: „Ihr aber seid selig, denn eure Augen sehen“ (Mt 13,16).

In den Drei Weisen aus dem Morgenland werden uns solche sehenden Menschen geschildert, die in die Weite schauen, die ihren Horizont erweitern. In dieser Offenheit sehen sie einen Stern und nehmen ihn als „seinen Stern“ wahr. So wachsen sie in jene Wahrnehmung hinein, die der Evangelist Johannes später in die Worte fasst: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit“ (Joh 1,14).

Wie aber konnten die Drei Weisen Gottes Zeichen erkennen lernen, wie können uns die Augen für die Gegenwart Gottes in unserem Leben geöffnet werden?

In einer Aussage des Kunstexperten Ernst Gombrich fand ich dazu einen Hinweis: „Wir sehen nur, was wir zu sehen erwarten.“ Tatsächlich, der Mensch nimmt vieles nur dann wahr, wenn er es sehen will. Vieles übersehen wir, weil wir nicht achtsam, nicht aufmerksam genug sind. So geht man vielleicht tausendmal an der selben Häuserwand vorbei und übersieht ein kunstvolles Detail an seinem Giebel. Vieles nehmen wir eben nur wahr, wenn wir darauf aufmerksam gemacht werden und darauf achten, ja, wenn wir es vielleicht sogar suchen und sehen wollen. Wir müssen bereit sein, etwas in den Blick zu nehmen, wir müssen es erwarten, um es wirklich zu sehen.

Für einen solchen Sehvorgang müssen wir manchmal erst den Standpunkt wechseln, um die Wirklichkeit um uns herum in einem anderen, neuen Licht zu sehen und so erst wirklich zu sehen. Vieles hängt von unserem Blickwinkel ab: aufgrund unterschiedlicher Sichtweisen kommt es in den Medien etwa nicht nur zu unterschiedlichen Kommentaren, sondern oft zu sehr von einander abweichenden Sachdarstellungen. Ob ich etwas sehe und wie ich etwas sehe, hängt wesentlich von meiner Entscheidung für eine bestimmte Perspektive ab. So kann ich den Menschen z.B. nur als medizinisch-physikalische Größe sehen oder aber Ebenbild Gottes, die Welt nur als Natur oder als gute Schöpfung Gottes. Ich kann in der Geschichte nur eine Aneinanderreihung von Zufällen oder aber auch das Band der Führung Gottes erkennen. Ich kann Jesus Christus nur als eine historische Persönlichkeit einordnen, ich kann in ihm aber auch unser aller Heiland und Erlöser sehen.

Vielleicht übersehen viele Menschen Gott deshalb, weil sie nicht auf ihn Acht geben, ihn nicht in den Blick nehmen. Um Gottes Herrlichkeit zu sehen, braucht es eben Offenheit und Aufmerksamkeit für ihn, zumindest den Wunsch, ihn doch zu sehen und die Bereitschaft, seine Offenbarung wahrzunehmen. Es ist nicht so, dass wir Gott in aller Klarheit sehen und danach uns entscheiden, an ihn zu glauben. Vielmehr entscheiden wir uns zunächst, seine Spuren in unserem Leben entdecken zu wollen. Dann werden uns die Augen aufgehen und wir werden ihn erkennen. „Keiner ist so blind wie der, der nicht sehen will“, sagt eine französische Redewendung. Keiner ist so blind für Gott, wie der, der Gott nicht sehen will, lässt sich diese Redewendung erweitern.

Solch eine aufmerksame, achtsame Sichtweise auf Gott hin ist sicherlich gerade am Beginn eines neuen Jahres für uns hilfreich und notwendig: im Rückblick auf die vergangene und im Ausblick auf die vor uns liegende Zeit Gottes Gegenwart in unserem Leben hinter allem oberflächlich Sichtbaren zu entdecken.

Liebe Leserinnen und Leser,

der Blick vieler Menschen richtet sich am Beginn des neuen Jahres sorgenvoll in die Zukunft. Es wird heftig über notwendige Veränderungen in Gesellschaft, aber auch in Kirche diskutiert. Was sind Kriterien für Veränderungen? **Prof. Dr. Norbert Schuster**, Professor für Pastoraltheologie an der KFH Mainz, sieht im Vaterunser eine Kraft zur „paradoxen Irritation“, die im kirchlichen Betriebsalltag, in kirchlichen Institutionen und Organisationen Impulse zum Nachdenken geben kann.

Viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Pastoralen Dienst klagen über Zeitdruck. **Msgr. Hans Hausdörfer**, Pfarrer des Erzbistums Köln im Ruhestand, will besonders die gestressten Seelsorger mit seinem Beitrag zum Nachdenken über die Bedeutung von Zeit und dem Umgang mit ihr anregen.

Verantwortliche in und für Kindertageseinrichtungen stellen die Frage nach dem kirchlichen Profil ihrer Einrichtungen. Nach einem intensiven Diskussionsprozess wurde im Erzbistum Köln ein Positionspapier zur Kindergartenpastoral entwickelt, das **Sonja Tannebaum**, Referentin für Kindergartenpastoral im Erzbistum Köln, vorstellt.

Wie soll im Gottesdienst die Gemeinde am Beginn einer Lesung aus einem Paulusbrief angesprochen werden? Brüder und/oder Schwestern? **Dr. Abraham Roelofsen**, Dozent für Homiletik, zeigt in seinem Beitrag, dass dies nicht eine Frage der Übersetzung, sondern der Tradition ist.

Gottesdienste haben auch etwas mit Inszenierung zu tun. Das „Handbuch Liturgische Präsenz“ nimmt **Martin Lätzel**, Theologischer Referent der Pastoralen Dienststelle des Erzbistums Hamburg, zum Anlass, den Begriff „Liturgische Präsenz“ zu durchleuchten.

Ihnen wünsche ich – auch im Namen von Dr. Fleischer – ein gutes und friedliches Jahr 2004

Ihr



Werner Höbsch

# Das Vaterunser

## Wie ein Gebet den kirchlichen Betriebsalltag irritieren könnte

### 1. Einleitung

Das Vaterunser lebt. Auch zwei Jahrtausende nachdem es zum ersten Mal gesprochen wurde, scheint seine Kraft ungebrochen in allen Sprachen der Erde. Ein Drittel der Menschheit kennt es. Trotz oder vielleicht sogar wegen seiner Vielschichtigkeit. Es ist Wort und Summa, Gebet und Programm und dem Individuum wie der Organisation aufgegeben. Aber vor allem – und das ist für mich entscheidend – hat es die Kraft zu paradoxer Irritation.

Ohne an dieser Stelle eine umfangreiche Differenzierung vorzunehmen, kann schlicht gesagt werden: Dieses Gebet, in drei Varianten überliefert, in der aus nur fünf Bitten bestehenden lukanischen Kurzfassung (Lk 11,24) und in zwei miteinander eng verwandten Langfassungen (Mt 6,9-13; Did 8,2f), ist das Gebet Jesu. Damit ist es das Gebet eines Mannes, der kein wirklich umgänglicher Zeitgenosse war, weder einfach zu nehmen noch eindeutig interpretierbar. Es ist das Gebet eines Mannes, der wie ein Dichter redete und wie ein Heiler wirkte, der in der Weise des königlichen Herolds verkündete und die Sprache der wandernden Propheten beherrschte. Poesie und Therapie, Proklamation und Provokation verschmolzen in ihm zu einer Einheit. Kaum verwunderlich, dass sein Gebet so komplex und spannend ist wie er selbst!

Es ist Wort und Summa. Es ist (Einzel-) Wort von Gott und zu Gott, das zunächst mühsam „rückverstanden“ werden muss: vom Deutschen ins Lateinische und das

dann den Sprung hinein in eine uns fremde Welt verlangt: zwischen Griechisch, Hebräisch und Aramäisch. Dazu braucht es Kulturgeschichts-, Sprach- und Quellenstudium. Erst so lässt sich die Bedeutung der alten Worte entschlüsseln. – Dieser wichtige Text der Menschheit ist Summa: lässt aufschreiben, wie Gott ist, um ins Licht zu rücken, wie Menschsein gelingt. Er offenbart, was es zu glauben und zu tun gilt. Schon für Tertullian († 225) hatte das Vaterunser die Funktion eines Glaubensbekenntnisses, ist es für ihn doch die Summe des ganzen Evangeliums („Brevarium totius evangelii“), und spätestens mit Gregor von Nyssa setzt jene Tradition ein, die es als „Anleitung zu einem gottseligen Leben“ begreift.

Es ist Gebet und Programm. Es wird gesungen, getanzt, gefeiert, geschrien, man vernimmt es gestanzt, geleiert, geplappert, gelegentlich als Bußübung aufgegeben; und bis heute ist es Zufluchtswort in höchster Not.<sup>1</sup> – Es ist Programm. Der Umstand, den Lukas (11,1) berichtet, dass ein Jünger den Herrn bittet: „Lehre uns beten, wie schon Johannes seine Jünger gelehrt hat!“ zeigt, was die Nachfolgegruppe dringend brauchte: ein Gebet, das sie um Jesus sammelt und unterscheidet von den Jüngern des Täufers, von den Essenern oder den Pharisäern.

Es ist dem Einzelnen und der Gemeinschaft aufgegeben. Nach der Didache soll es jeder Christ dreimal täglich beten. Und es findet früh Eingang in den gemeinsamen Gottesdienst. Es ist Programm für den Einzelnen (Neugetauften), dem es als Inbegriff der neuen Wahrheit, in der er nun steht, überreicht wird. Es ist Gegenstand von Katechesen zum „Miteinander Kirche sein“ und wird ausgelegt auf Sein und Handeln christlicher Gemeinschaft hin. Es will – „neudeutsch“ formuliert – das Leben und die (Lebens-) Kompetenz der Individuen genauso prägen wie die Routinen einer Organisation.

Das Vaterunser lebt in seiner ganzen schillernden Vielschichtigkeit. Wer sich mit diesem Text auseinandersetzt, kann erfah-

ren: Die Worte bleiben widerborstig und lassen sich nicht verbiegen. Sie erweisen sich als Worte mit Rückgrat und Eigenstand, die einen immer wieder zurückweisen und auffordern, sich ihnen von neuem, noch behutsamer zu nähern. Denn diese Worte sind heilig, wie der, der sie zuerst sprach, und haben (deswegen) Macht, die Welt zu gestalten. Betet man sie nicht „nur“, sondern „bricht sie herunter“, gebraucht man sie nicht nur als frommes Vorwort oder Abschluss einer (kirchlichen) Versammlung, sondern liest von ihnen her zum einen die Grunddaten kirchlicher Organisation und zum anderen die Basiskompetenzen (haupt)beruflicher Arbeit in der Kirche, zeigen sie, was in ihnen steckt: die Potenz zu paradoxer Intervention – nicht nur, aber auch des kirchlichen Betriebsalltags.

## 2. Das Irritationsinstrument

Schon beim ersten Rezitieren offenbart sich: Das Vaterunser ist kein ungegliederter Fließtext. Er besteht ganz offensichtlich aus zwei Teilen: (der Anrede und) drei Bitten in der Du-Form und drei Bitten in der Wir-Form. Möglicherweise ist das „Herrngebet“ das Ergebnis der Zusammenfügung zweier unterschiedlicher Gebete. Das erste „ist das Gebet Jesu selbst, das zweite ist das Gebet, das Jesus seine Jünger gelehrt hat.“<sup>2</sup> Eine Sichtweise, die für den hier geplanten Übertrag des Vaterunserspannen-de wie nützliche Möglichkeiten eröffnet!

Angedeutet sei zunächst dies: Das erste Gebet verfügt über *drei* starke, je eigene Themen. Ich höre sie so: 1. Vater (unser im Himmel)! 2. Geheiligt werde Dein Name! 3. Dein Reich komme! (Das heißt:) Dein Wille geschehe! (Und zwar:) Wie im Himmel so auf Erden! Das zweite Gebet dagegen

besteht lediglich aus *einem* Impuls mit der unausgesprochenen Überschrift „Was es also unterm Strich braucht“ und darunter finden sich dann drei Unterpunkte: 4a) Brot, 4b) Schuldvergebung, 4c) Wahrheit der Verhältnisse.

Ein weiterer Eindruck, der sich mir beim Meditieren des Vaterunser nahe legt: Das erste Gebet, als quasi „innergöttliches Gespräch“ ist *sakrosankt*. Wenn später im Blick darauf z. B. von Vision, Intention und Ziel die Rede sein wird, dann folgt daraus: Hier sind die Inhalte vorgegeben, also nicht von Menschen erarbeitbar, entwickelbar oder vereinbar. Sie sind lediglich interpretierbar. Das zweite Gebet dagegen lässt m. E. einen weit- aus größeren *Spielraum* für Eigentwürfe und -bestimmungen zu. Hier hat Kreativität ihre Berechtigung.

Eine letzte Vorbemerkung. Wer es immer wieder betrachtet, dem fällt u. a. dieses auf: Das Vaterunser besteht aus „großen Worten“ („Vater“, „Himmel“, „Reich“, „Brot“ etc.) und aus „kleinen Wörtchen“ („unser“, „wie ... so“, „sondern“ usf.). Erstere markieren das, um *was* es geht. Letztere deuten an, *wie* das, worum es geht, zu gehen hat. Im Folgenden werde ich diese beiden „Wortgruppen“ getrennt behandeln: Erstere auf die Organisation (Kirche) und Letztere auf die Personen (in der Kirche) „herunterbrechen“.

- |   |
|---|
| 1. VATER <i>unser</i> im HIMMEL!  |
| 2. GEHEILIGT <i>werde Dein</i> NAME!  |
| 3. Dein REICH komme! Dein WILLE geschehe! <i>Wie im</i> HIMMEL <i>so auf</i> ERDEN!   |
| 4 a). Unser tägliches BROT gib uns <i>heute!</i>                                      |
| 4 b). Und VERGIB uns unsere SCHULD, <i>wie auch wir</i> vergeben unseren Schuldigern! |
| 4 c). Und führe uns NICHT in VERSUCHUNG, <i>sondern</i> erlöse uns von dem Bösen!     |

Und damit haben wir auch schon zwei signifikante Formen des „kirchlichen Betriebsalltags“, die es durch die „Einspeisung“ des Vaterunser produktiv zu irritieren gilt, im Blick: Organisation und Personen.



### 3. Organisation

Der von systemischen Einsichten unbeschwerte Alltagsverstand denkt, dass Organisationen aus Personen oder Gruppen bestehen. Luhmann sieht das allerdings radikal anders.<sup>3</sup> Organisationen bestehen aus Entscheidungen! Und zwar hinsichtlich, hier folge ich Karl Berkel<sup>4</sup>, vier verschiedener Ebenen: der *Vision*, der *Intention*, des *Ziels* und der *Aufgaben* einer Organisation. Wobei es uns nicht erspart bleibt, diese vier Leitbegriffe etwas „systemtheorieverträglicher“ zu machen, bevor dann jeweils ein Moment des Vaterunsers exemplarisch auf diese Ebenen bezogen wird.

#### 3.1 *Vision. Oder die Frage nach der Existenz einer Unterscheidung, die existieren lässt.*

So schön das Zauberwort „Vision“ klingt, egal ob es aus dem Wörterhoffnungspark „Bessere Welt“ entsprungen oder dem Instrumentenkoffer cleverer Unternehmensberater „Wie motiviere ich Mitarbeiter“ ausgeborgt ist: Immer riecht die Sache mit dem Schöneren oder Rentableren nach Machbarkeit. *Visionsarbeit*, so nennt man das Geschäft mit den Visionen nicht ganz unverräterisch auch in kirchlichen Kreisen. Natürlich kann man sich auf der Erde mögliche Zukünfte vor-stellen und dann den Himmel als Projektionsfläche dafür benutzen. Aber sind das Visionen nach Art der Heiligen Schrift? Nein. Denn die entstehen „von hinter dem Himmel her“, „reißen diesen (adventlich) auf“ und kommen von dort auf die Erde zu! Oder, um es mit anderen Worten zu sagen: Jeder biblischen Sicht von Vision liegt die antithetische Leitdifferenz Transzendenz/Immanenz zu Grunde. Jene Differenz, die nach Luhmann das System Religion konstituiert. Dessen – so möchte ich weiterformulieren – „Existenz“ sofort erlischt, wenn eine der beiden Seiten dieser Unterscheidung „abhanden“ käme.

Bei dem Mann am Jordan war sie noch da, genau diese Unterscheidung: „Kaum war

Jesus getauft und aus dem Wasser gestiegen, da *öffnete sich der Himmel*, und er sah den Geist Gottes wie eine Taube auf sich herabkommen.“ (Mt 3,16) Der Immanenz steht das Faktum der Transzendenz gegenüber, die zudem in der anschließenden Vision/Audition noch ein Gesicht erhält: „Und eine Stimme aus dem Himmel sprach: *Das ist mein geliebter Sohn* [...]“. Das besagt: Alles Leben hat dort seinen Ursprung und nicht hier und wird auch von dort gehalten durch die Zeit, und eben nicht von hier („Schöpfer-Vater-Gott“). Und: Von der anderen Seite der Unterscheidung her wird die ganze Welt von Erbarmen umfungen (von einem Gott mit „menschlichen“ Zügen). – Was heißt das nun für die Organisation Kirche? In Abwandlung eines Wortes von Alfred Delp: „Nur der Blick und der Entschluss über sie selbst hinaus ermöglicht sie.“<sup>5</sup> Ohne die Ratifizierung (auch) der jenseitigen Seite verliert Kirche ihre Existenz(berechtigung) als Organisation der Religion. Und nur mit der „Einspeisung“ des „Programms“ „Vater“ (der Gott Jesu ist ein Ursprung mit menschlichen Zügen) verbleibt sie in der Transzendenzdefinition dessen, auf den sie sich beruft, also *christliche* Religion. Wenn sie Programme von a-personalen Gottesbildern oder Gesetzesobservanzen auf der Ebene der Vision einspeist, ist sie das nicht.

#### 3.2 *Intention. Oder die Frage nach dem Profil von Sinn, das Profil verleiht.*

„Intention“ nennt man das Feuer, das Visionen entfacht, wenn sie tatsächlich Visionen sind. Jene Flamme, die sich für etwas verzehrt. Und zwar für etwas ganz Bestimmtes: für das und nichts anderes (mehr). Wäre Kirche ein Mensch, könnte man sie nach ihrer Intention befragen: Auf Grund wessen brennst Du? Wie sehr? Wofür? Aber Kirche ist (zumindest nach Luhmann) eine Organisation. Und Organisationen fragt man auf dieser Ebene nach ihrem Sinn. Denn Sinn hat für die Organisation die Funktion des Feuers, des Energie-spenders. Sie markiert ihren Zweck. Sinn

verstanden als ein bipolares Formprofil: Links ist etwas, rechts ist etwas, und dazwischen markiert ein Schrägstrich den Unterschied [a/b]. Sinn als die „Einheit der Unterscheidung“<sup>6!</sup> Der Unterschied, in den sie sich hineinstellt, ist aber nicht nur ihr „Energiequell“, er verleiht ihr auch das Profil, das sie ausmacht. Denn Kirche als Organisation des Systems Religion unterscheidet eben Immanenz und Transzendenz und nicht Gewinn und Verlust, wie das z. B. Organisationen des Systems Wirtschaft „tun“, oder gesetzeskonform und chaotisch, wie die Organisationen des Systems Recht. Damit sind wir bei dem Unterschied, der einen Unterschied macht, und beim jeweiligen Profil samt der nicht zu vermeidenden Konflikte, wenn Organisationen mit unterschiedlichen Profilen aufeinandertreffen.

Wer der Logik des Vaterunsers folgt, und das „Geheiligt werde Dein Name“ durchbuchstabiert, um es dann nachher auf die Ebene Intention bzw. Sinn „herunterzubrechen“, dem springen zwei Trennstriche bzw. Unterscheidungen förmlich ins Auge, also etwas für Jesus Sinnvolles, etwas, was ihm sein unverwechselbares Profil verleiht: Erstens: Geheiligt werde *Dein* Name./Geheiligt werde ein *anderer* Name. Zweitens: *Geheiligt* werde Dein Name./*Entweiht* werde Dein Name. Diese Unterscheidungen trifft er. Andere nicht (Unterscheidungen wie etwa Macht/Ohnmacht, arm/reich, Mann/Frau, Jude/Heide etc. interessieren ihn nicht). Geheiligt werde Dein Name. Die damit einhergehenden Unterscheidungen treiben ihn fortan um! (Bis zu seiner apodiktischen Anforderung „Nennt niemanden Vater, denn nur einer ...“ bzw. bis zu jener berühmten Tempelreinigungsszene.) Sie bewegen ihn aber nicht nur. Sie kennzeichnen auch sein Profil, wofür er steht: Gott und eben kein Götze. Geheiligt und eben nicht entweiht! Für die sich auf ihn berufende Organisation hieße dies: der Sinn, der sie profiliert und der sie umzutreiben hätte, wäre zum einen die Spannung „Ich bin der Ich-bin-da-Gott“ versus alle „Podest-Steher-Götzen“. Und zum anderen: „heiligen“ (d. h. Schutz- und

Taburaum einräumen: Altarasyl – „heiliger Boden ist's, den Du betrittst“) versus „entweihen“ (indem solche Asyle verweigert und heilige Orte mit Kitsch und zu viel Worten zugestellt werden). – Andere denkbare Unterscheidungen und damit Sinnprofile würden dieses Profil konterkarieren: z. B. die ökonomische Unterscheidung Gewinn/Verlust oder die Differenz „Ansehen haben in der Welt“/ „gesellschaftliche Relevanz verlieren“ ...

### 3.3 Ziel. Oder die Frage nach dem Funktionieren der Operation, die Funktion sicherstellt.

Es braucht ein Ziel, sonst weiß die Energie einer Intention nicht wohin. Es braucht eine (Grund)Operation, sonst strotzt eine Organisation so lange vor Absicht, Sinnhaftigkeit und Profil, bis sie platzt. Sie muss „ins Laufen“ kommen. Dabei „macht“ die Organisation dann nicht irgendetwas, sondern genau die für sie organisationstypische Grundoperation: das, was ihrer internen Bestimmung entspricht und/oder dem Auftrag, den ihr die Gesellschaft gibt. So „macht“ eine Organisation des Systems Wirtschaft Gewinnmaximierung und die des Systems Recht Interessenaustarierung. Und nichts anderes. Denn nur Grundoperationen desselben Typs können aneinander angeschlossen werden. Wie einander widersprechende Ziele ein Individuum um den Verstand bringen können, so lässt der Versuch, innerhalb einer Organisation Grundoperationen verschiedenen Typs zu aneinander anzuschließen, die Organisation mindestens stocken.

Fast fünfzig mal bezeugen die Synoptiker, wofür Jesus brannte: das Reich Gottes. *Dein Reich komme*. Im Jetzt wie auch in der noch ausstehenden Zukunft. Auf dieses Ziel hin bündelte sich seine ganze Energie: Seine Vorstellung vom Reich Gottes, als „gott-ebenbildliche“, auf Gott sich transzendierende, von dessen *Willen* durchwaltete, *kosmische und soziale* Größe. Dessen Kommen dienen. Alles, was er sagt und was er tut, ist



„Variante“ dieser seiner Grundoperation. Im Übrigen: „Kommen“, das ist sein Wort! Den Zeitgenossen tönt dies zwischen lästerlich (erotisch<sup>7</sup> aufgeladen) und blasphemisch (weil antropomorph). Für sie „kommt“ Gott nicht, er „erscheint“, er „zeigt sich“, „er lässt sich sehen“. „Kommen“, das ist auch seine Spannung<sup>8</sup>, weil die Frage: „Wann denn endlich?“ nicht beantwortet wird.<sup>9</sup> Und „Kommen“ ist sein Geheimnis. Nur denen gegeben, die das können: „Auf das Gären des Teiges warten können, warten können, bis die Kinder ausgeschlafen haben, warten können, dass das Frühjahr kommt. [...] Die leise Zeit behutsam festhalten, die leise Zeit, wenn der Teig gärt.“<sup>10</sup> – Ist hier nicht alles über die Grundoperation der Jesus-Nachfolge-Organisation gesagt? Und zwar zu deren Inhalt (Reich Gottes) und zu deren Form („Kommen“)?

### 3.4 Aufgaben. Oder die Frage nach den Aufgaben und dem Programm.

Menschen erreichen Ziele nur Schritt für Schritt, wenn sie einzelne, inhaltlich klar bestimmte Aufgaben abarbeiten. Die zweite Hälfte des Vaterunsers nennt mit seinen drei Wir-Bitten solche Aufgaben, mittels derer die Grundoperation „Reich Gottes kommen lassen“ realisiert wird: „Brot“, „Schuldenerlass“ und „Wahrheit der Verhältnisse.“<sup>11</sup> Und damit sind die Aufgaben identifiziert, deren „Abarbeitung“ das Ziel „Reich Gottes“ eindeutig näher bringt und die ohne Wenn und Aber das Programm der Kirche auszumachen haben.

Aufgabe *Brot*. Das ist in der Welt des Mannes aus Nazaret das, was es auch im 104. Psalm ist: Grundnahrungsmittel, wie Wein und Öl bis heute im Orient. Aber auch Zauber: Brot, Wein und Oliven, laue Nächte an den Ufern des galiläischen Sees. Ohne Brot gibt es kein Reich Gottes. Erstes und wichtigstes Programm der Organisation Kirche: Voller Einsatz für das Kommen einer Zeit, in welcher der Tisch für alle gedeckt ist. Christ sein heißt – so der Stifter dieser Reli-

gion – miteinander essen. Und das hat Priorität. (Um die Eindeutigkeit dieses Vorrangs zu illustrieren, darf hier wohl durchaus auch an das bekannte Diktum von Brecht erinnert werden, nachdem das Fressen vor der Moral kommt.)

Aufgabe *Schuldenerlass*. Weil sie tödlich sind, die Kreisläufe des „wie Du mir, so ich Dir“. Weil Rache immer noch größere, neue Rache gebiert. Und weil auf Schuld(en) nie ein Reich des Friedens gegründet werden kann, muss dieser Teufelskreis durchbrochen werden: gewährt Gott unermüdlich Schuldenerlass, macht er den Anfang, so auch wir ... Womit der zweite Programmpunkt jedweden kirchlichen Organisierens im Blick ist: Freiheit herstellen.

Aufgabe *„Wahrheit der Verhältnisse“*. Oder: Was ist die Urversuchung des Menschen (ob im Paradies oder in der Wüste)? Über die eigenen Verhältnisse leben. Werden wollen wie Gott! Nicht mehr Mensch sein, sondern Gott spielen wollen: die Verhältnisse auf den Kopf stellen. Dagegen steht das Programm: Wahrheit der Verhältnisse. So kann die Lösung eines behaupteten und vielleicht auch tatsächlichen Werteverfalles kaum durch das Projekt der Schaffung eines neuen Menschentyps überwunden werden, den etwa Nietzsche – aufwühlend und fragwürdig zugleich – mit großem Pathos den „Übermenschen“ nennt. Vielmehr wird es darum gehen, dass der Mensch danach strebt, endlich jenes Wesen zu werden, das in ihm als Möglichkeit grundgelegt ist, und sich selbst von seinen (gottgegebenen und -gewollten) Lebensmöglichkeiten und nicht von seinen Allmachtsphantasien her entwirft.

Diese drei alten Bitten des Vaterunsers und das sich daraus ergebende Programm von Kirche sind beängstigend dringlich, je länger desto mehr: Was sind die drei globalen Probleme der Welt heute? Unterernährung. Schuldenfalle. Und: aus dem Ruder laufende Biotechnik.

## 4. Personen

In der Systemtheorie, so haben wir oben schon gesagt, gilt: Organisationen bestehen nicht aus Personen. Individuen und Gruppen erscheinen vielmehr als eine (spezifische) Umwelt der Organisation – oder etwas frecher formuliert: Organisationen brauchen Menschen lediglich, und zwar um ihr Funktionieren zu sichern. Dabei interessiert dann vor allem die Frage, wie das entsprechende personale Milieu aussehen muss, das der Organisation z. B. im Hinblick auf ihre Herkunftsidentität ein relativ reibungsloses Funktionieren ermöglicht.

### 4.1 Kompatibilität. Oder die Frage nach der Anschlussfähigkeit

Eine Organisation ist ein Gebilde, das aus Routinen besteht, ist wie ein Apparat aus vielen Röhren: unterschiedlich breit, sich oft verzweigend, hie und da kreuzend, einmal in Sackgassen endend, ein andermal überraschend in eine Umgehung mündend. Menschen in der Organisation sind wie Kugeln, die in dieses Bahnsystem hineingeschossen werden. Logisch, dass das System entscheidet, mit welcher Kugel das überhaupt gehen könnte und mit welcher nicht. Schließlich geben Beschaffenheit der Röhren und Konstruktion des Apparates zwingend die Maximalwerte hinsichtlich Größe und Dichte der verwendbaren Kugeln vor.

Wie ist das „Röhrensystem“ Kirche beschaffen? Schauen wir dazu auf die Organisationslogik, die das „unser“ nahelegt, jenes typisch matthäische Wörtchen, das über den bloßen Vokativ „Vater!“ der Lukasfassung des *Vaterunsers* hinausgeht. Wo steht Jesus, dort am Jordan, als ihm die Vision von einem Gott mit menschlichen Zügen zuteil wird? Er steht weder irgendwo oben auf lichten Höhen moralischer Integrität. Noch steht er mit emanzipatorischem Impetus („Ihr müsst das aus Euch heraus schaffen!“) bloß dabei. Man findet ihn vielmehr *dazwischen*: mitten unter Armen und Kranken, Frauen

und Kindern, Prostituierten und Zöllnern und überhaupt allen Bußfertigen und Schuldbewussten seiner Zeit. Er reiht sich ein! Das markiert unser „unser“ und stellt Kirche damit unter den Anspruch, sich primär als eine *intermediäre* Organisation zu begreifen. Eine solches „Röhrensystem“ bräuchte dann Personen, die sich für eine Platzierung am „hot spot“ eignen, am heißen Punkt des direkten Menschenkontaktes. (Nur) solche wären kompatibel. – Offensichtliche Überflieger dagegen nicht. Gefragt sind vielmehr Mitarbeiter, die „dazwischen“ sein wollen, *Inter-esse* an den Tag legen.

### 4.2 Authentizität. Oder die Frage, ob jemand von sich selbst absehen kann.

Authentisch bedeutet so viel wie „selbstvollbringend“, „selbstvollendend“. Damit wird das Wollen markiert, das erstens in einem „selbst“ gründet, d. h. eines, das eben nicht fremdbestimmt ist. (Getriebene Menschen gelten in der Regel nicht als sehr authentisch.); das zweitens vor allem aus dem in sich befindlichen „Material“ einer Person „zusammgebaut“ ist (Menschen, die in ihren Vorgehensweisen andere nachäffen, die ihr „StrategieLeben“ offensichtlich „aus zweiter Hand“ führen, gelten ebenfalls nicht als sonderlich authentisch); und das schließlich mit dem Tun weitestgehend deckungsgleich ist. (Menschen, die, was sie sind, ständig proklamieren müssen, ohne dass sich dies einfach zeigt, gelten landläufig ebenfalls nicht als sehr authentisch.)

Was bedeutet Authentizität nun für Personen, die in einer Vaterunser-Nachfolgegemeinschaft (leben und) arbeiten, deren Organisationstypik durch das nächste kleine Wörtchen unseres Zentralgebetes, das „Dein“, normiert wird? „Dein Name“, betet Jesus, nicht: mein. „Dein Reich“, betet Jesus, nicht: mein. „Dein Wille“, betet Jesus, nicht: mein. Damit wird ein Organisationsverständnis normiert, das in einem ganz radikalen Sinn keinen wie auch immer gearteten Selbstzweck verfolgt (außer dem [legitimen], sich selbst zu

erhalten). Für die Person in einer solchen Organisation heißt das dann: sie gewinnt ihre vollständige Authentizität nur und für den Fall, dass sie sich selbst transzendiert, also in das Paradox geht, sich selbst-bestimmt (in sich), stimmig (echt) und übereinstimmend (glaubwürdig) zu übersteigen, buchstäblich von sich selbst abzusehen. Das Wollen, um das es einem Mitarbeiter in dieser Organisation gehen muss, verweist also über sich selbst hinaus. Wie heißt es doch in einem englischen Kirchenlied: „Hauch du mich an, Atem Gottes, bis ich mit dir eines Willens bin, im Handeln und im Ertragen.“ – Autisten<sup>12</sup> sind in einer VaterunserKirche so wenig gefragt wie Narzissten<sup>13</sup>.

#### 4.3 Berufliche Identität. Oder die Frage danach, ob jemand im Lot ist.

Berufliche Identität entsteht in einer konkreten Lerngeschichte. Sie hat also erstens eine lineare Dimension. Zweitens wächst sie sich (im gelungenen Fall) im Verlauf ihrer Genese zu so etwas wie einer Plattform aus. D.h. sie „geht in die Breite“, wird Grundstruktur für immer komplexere Herausforderungen. Der Härtestest für die Tragfähigkeit dieser Konstruktion besteht dann im produktiven Umgang komplementären Erwartungen gegenüber. So gesehen ist ein zentrales Moment beruflicher Identität, die Fähigkeit, Gegensätzliches zu „überbrücken“, in Spannung zueinander zu halten. Dazu braucht es buchstäblich ein „Pontifex-Ich“<sup>14</sup>.

Für die Kirche gilt es, Brückenbauer zwischen den beiden Polen zu sein, die das Vaterunser als Leitdifferenz zwischen den kleinen Wörtchen „wie im ... so auch“ vorgibt: „Himmel“ und „Erde“, Transzendenz und Immanenz. Personen in ihr müssen das Jenseitige des Diesseitigen in ihrem Alltag ansiedeln und beide Pole in Balance halten. Balance: Die Stichworte hierzu sind bekannt: *ora et labora, contemplatio et actio*, Mystik und Politik. – Das Vaterunser versagt uns gerade hier jede Möglichkeit des AusbüchSENS. Sein Wille geschehe: *Wie* im Himmel

so auf Erden. – Geistlose Aktivisten wird man (beruflich zumindest) genauso wenig in der Kirche brauchen können wie weltflüchtige Spiritualitätsnischenbewohner.

#### 4.4 Professionalität. Oder die Frage nach den Sekundärtugenden.

Professionalität ist sichtbar und kontrollierbar gemachte Kompetenz (Fach- und Methodenkompetenz, Organisations- und Kommunikationskompetenz, ethische Kompetenz, Kompetenz zur Kompassion etc.), „die offen legt, wie sie arbeitet, und ihren Stolz da hineinlegt, die Maßgrößen der Profession zu erfüllen.“<sup>15</sup> Insofern hat Professionalität auch immer mit Professionsethos zu tun. Und zwar in zweierlei Hinsicht: Professionalität setzt alles daran, innerhalb ihrer Profession professionskompetent zu sein. Und sie müht sich ständig um die Basiskompetenz, die es braucht, um überhaupt (professions-)kompetent agieren zu können: Fleiß, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Pflichtbewusstsein usw.

Basiskompetenz setzt sich m.E. im Wesentlichen aus den bekannten Sekundärtugenden zusammen, die aber weder Werte an sich noch inhaltlich präzise gefüllt sind, ohne Bindung an eine konkrete Organisation. Damit schließt sich der Kreis und wir stehen wieder vor dem Grundsatz der Kompatibilität: Um in eine konkrete Organisation und deren Ethos hineinzupassen, braucht es das passende Berufsethos. Was ist die Basalkompetenz, über die eine Person verfügen muss, wenn sie in der Vaterunser-Nachfolgegemeinschaft Kirche arbeiten will? Mit den letzten drei kleinen Wörtchen des Vaterunser kann man diese Arbeitsgrundlagen konkreter spezifizieren. Kirchliche Mitarbeiter müssen „heutig“ sein (d.h. sie müssen die Tugend des „Kairologisierens“ entwickeln, um vor lauter Termindruck den rechten Augenblick nicht zu verpassen), sie müssen „kaskadisch“ sein (d.h. sie müssen bezeugen können, woher sie das haben, was sie haben) und sie müssen in ihrem Tun Alternativen

zeigen können (d. h. sie müssen intervenieren können, um dem Evangelium auch angesichts unabwendbarer Veränderungen treu zu bleiben).

Um bei letzterem anzufangen, beim Wörtchen „sondern“: Eine bloß konservierende Grundhaltung, die sich nur den bisher eingeschurten Weg zur Bearbeitung jedweden Problems vorzustellen vermag, kann mancherorts eine nützliche Tugend sein. Aber sie ist keine, die zum Vaterunser passt. – „Du uns“ – „wie auch wir“. Auch diese kleinen Wörtchen haben es in sich. Denn hier wird keinesfalls das hohe Lied des win-win-Geschäftes gesungen. Hier kommt vielmehr jene Kaskade in den Blick, die durch die Vertikale fundamntiert ist und aus der dann erst im zweiten Schritt die Horizontale folgt. Grundsätzlich die Ressourcen bei sich selbst zu suchen, mag eine ehrenwerte Tugend sein. Sie wird aber eine zum Vaterunser inkompatible Haltung, wenn sie nicht mehr weiß und bezeugt, wo alles seinen Anfang nimmt und herkommt. – Last but not least das Wörtchen „heute“ und das Prinzip „Heutigkeit“ als Sekundärtugend des Vaterunser: Ein alter Dorfpfarrer wenige Kilometer vor den Toren einer Großstadt erzählte mir, dass ihn neulich ein Beerdigungsunternehmer samstagsabends Viertel vor zehn angerufen hätte. Der habe seit 14 Uhr nachmittags alle Pfarrämter in der Stadt durchtelefoniert, weil eine Trauerfamilie, die bei ihm saß, unbedingt einen Geistlichen zum Gespräch hätte haben wollen. Und er hätte außer Anrufbeantwortern niemanden angetroffen und auch keinen Rückruf erhalten. „Und dann ist er bei mir gelandet! Und hat gesagt: Herr Pfarrer, können Sie bitte kommen! Da habe ich ihn gefragt: Wann? Und da kam mir aus dem anderen Ende der Leitung nur ein Wort entgegen: Jetzt!“

## 5. Fazit

Das ist sie, die Kraft zu paradoxer Irritation. Davon sollte sich der/die geneigte Leser(in) auf diesen wenigen Seiten einen

ersten Eindruck verschaffen können<sup>16</sup>. Das Vaterunser leistet einen Beitrag zur Auseinandersetzung mit der Frage: Wie kommt die Religion in die Organisation? Und zwar so, dass Religion „keineswegs als bloßes (christliches) Appendix (etwa nach der Formel: normales Krankenhaus plus Kapelle gleich christliches Krankenhaus) oder fromme Prolegomena zu den ohnehin gültigen Kriterien“ der Organisation ist, sondern nichts Geringeres geschieht, „als deren ‚Durchdringung‘ im christlichen Geist.“<sup>17</sup> Das Vaterunser taugt zum Steuerungsinstrument, denn es hat die Kraft diese Durchdringung auf den Weg zu bringen: Es destruiert kirchlichen Betriebsalltag in seinen nicht zweckentsprechenden oder dysfunktionalen Prozessen, und zwar „hinunter“ bis auf die Ebene eines Kirchenvorstandes oder eines noch so winzigen Pfarrbüros, und zeigt eine evangeliumsverträgliche Alternative auf. Und: Es nimmt die Personen „ins Gebet“, die manchmal sinnvoll agieren und manchmal wortwörtlich danebenliegen; und die Gruppen, die einmal auf beachtliche Weise das Angemessene tun und ein andermal sich in Konflikten zerfleischen. – Das Vaterunser lebt. Seine Kraft ist ungebrochen.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Leonardo Boff: Vater unser. Das Gebet umfassender Befreiung. Düsseldorf 1981.
- <sup>2</sup> Marc Philonenko: Das Vaterunser. Tübingen 2002, 20.
- <sup>3</sup> Niklas Luhmann: Organisation und Entscheidung. Opladen 2000.
- <sup>4</sup> Vgl. dazu den einschlägigen Beitrag: Karl Berkel: Organisationspsychologie der Gemeinde. In: Isidor Baumgärtner (Hg.): Handbuch der Pastoralpsychologie. Regensburg 1990, 303–331.
- <sup>5</sup> Vgl. Alfred Delp: Das Vaterunser. In: Im Angesicht des Todes. Freiburg 1958, 109.
- <sup>6</sup> Peter Fuchs: Niklas Luhmann – beobachtet. Eine Einführung in die Systemtheorie. Opladen 2. Aufl. 1993, 71.
- <sup>7</sup> Darauf weist auch Neil Douglas-Klotz in: Das Vaterunser. München 2000, 46 hin: „Tete‘ heißt ‚kommen‘, schließt aber die Vorstellungen von gegenseitigem Verlangen mit ein, die Definition eines Zieles und in der Urbedeutung

ein ‚Brautbett‘ – ein Platz, wo man gegenseitig seine Lust stillt und Gebären seinen Anfang nimmt.

<sup>8</sup> Cullmann: Das Gebet im Neuen Testament. Tübingen 1994, 62f.

<sup>9</sup> Dorothee Sölle: Mein einziges Korn. Ein Stück Theopoese? In: Anzeiger für die Seelsorge 7/8 2001, 11–13.

<sup>10</sup> Dorothee Sölle und Luise Schottroff: Den Himmel erden. München 1996, 28.

<sup>11</sup> Diese Formel erschließt sich, wenn man von der bekannten Paradiesgeschichte aus fragt, worin denn die Urstünde, die Urversuchung des Menschen besteht, nämlich im „Sein wollen wie Gott“. Aber das ist eben genau nicht die Wahrheit der Verhältnisse: Es gilt hier vielmehr eindrucksvoll: der Mensch ist Mensch ... und nichts anderes. So stehen die Verhältnisse.

<sup>12</sup> Ich erlaube mir die Verwendung solcher Begriffe im Wissen um deren Problematik. Vgl. dazu etwa: Staemmler: Etiketten sind für Flaschen, nicht für Menschen. In: Gestalttherapie 1/1989.

<sup>13</sup> Vgl. dazu etwa den aufschlussreichen Beitrag von Klaus Eidenschenk: Das narzisstisch infizierte Unternehmen. In: OrganisationsENTWICKLUNG 1 03, 4–15.

<sup>14</sup> Hermann Stenger: Kompetenz und Identität. In: Ders. (Hg.): Eignung für die Berufe der Kirche. Freiburg 2. Aufl. 1989, 31–134, 67.

<sup>15</sup> Vgl. Heribert W. Gärtner: Der Seelsorger ein Profi? In: Lebendige Seelsorge 43 (1992) 175–179, 175f.

<sup>16</sup> Zur Zeit steht eine umfängliche systemtheoretisch motivierte Studie des Verf. zum Vaterunser als Steuerungselement kirchlichen Leitungshandelns vor dem Abschluss. Mit deren Erscheinen ist Ende dieses Jahres zur rechnen.

<sup>10</sup> Martin Wichmann: Die Gretchenfrage. Zur Kirchlichkeit kirchlicher Einrichtungen. In: Katholischer Krankenhausverband Deutschlands e.V. (Hg): krankendienst. Zeitschrift für katholische Krankenhäuser, Sozialstationen und Rehaeinrichtungen, Freiburg 11/76 (2003).

Hans Hausdörfer

## **Frisst die Zeit uns auf?**

### **Nachdenkliches für gestresste Seelsorger – und nicht nur für diese**

„Ich habe keine Zeit“ – wie oft hören wir diese Bemerkung, wenn wir einen Menschen ansprechen, von ihm eine Auskunft oder eine Leistung erbitten! Auch die sehr geforderten Seelsorger, vor allem die mit der Verantwortung für mehrere Gemeinden belasteten Pfarrer, reagieren oft so, wenn sie angesprochen werden. Dabei bedenken sie nicht, dass sie auf diese Weise Menschen schockieren und dass die Aussage auch inhaltlich falsch ist.

Als ich vor Kurzem eine Dankmesse zum 90. Geburtstag eines noch relativ rüstigen Herren feiern konnte und nachher zum Mittagessen im Kreis der Verwandten eingeladen war, sagte der Jubilar in einer Tischrede: „Ich hatte in meinem bisherigen Leben 90 Jahre Zeit, und wenn Gott mir noch einige Jahre auf Erden schenkt, werde ich auch noch weiter Zeit haben“. Das sagte ein Mensch, von dem ich weiß, dass er früher in Familie und Beruf voll ausgefüllt war. Er hatte es offenbar verstanden, sinnvoll mit der Zeit umzugehen und sich nicht von der Zeit kommandieren zu lassen.

### **Zeit ist eine objektive Gegebenheit**

Jeder Mensch hat Zeit. Die Zeit ist die Spanne zwischen Geburt und Tod. Alles, was geschaffen wurde, ist in das Koordinatensystem Raum und Zeit eingebunden. Die Raumbindung besagt, dass alle Wesen, die aus Materie bestehen, nur an einem einzigen Ort sein können und für einen Ortswechsel sich in Bewegung setzen müssen.



Mit dem Anfang eines Geschöpfes (das gilt für die Materie genau so wie für die lebendige Kreatur) ist auch programmiert, dass es einem Ende zugeht, d. h. es durchläuft eine Spanne Zeit. Eine solche ist auch uns Menschen gegeben. Wir können die Zeit nicht zum Stillstand bringen, wir können sie nicht beschleunigen. Wir können sie nur gestalten, sinnvoll oder sinnlos, wir können sie anfüllen oder aushöhlen, in ihr zum Nutzen oder zum Schaden für uns und andere wirken, sie lebendig machen oder „totschlagen“. Zeit haben wir immer, solange wir auf Erden leben. Erst mit dem Tod hört die Zeit auf und geht über in die Ewigkeit Gottes, richtiger: in die Zeitlosigkeit Gottes<sup>1</sup>, in das ständige Jetzt des ewigen Lebens. Wenn einer zu einem anderen Menschen sagt: „Ich habe keine Zeit“, stimmt das nicht. Er will eigentlich sagen: „Ich habe jetzt für dich keine Zeit“. Eine solche Aussage mag manchmal berechtigt sein, wenn wir bestimmte Pflichten zu erfüllen haben, die keinen Aufschub erlauben. Aber dann sollte man dem im Augenblick abgewiesenen Menschen wenigstens höflich sagen, wann wir ihm ein wenig von unserer Zeit schenken und sein Anliegen anhören können.

## Die Zeit ist relativ

Spätestens seit Albert Einstein<sup>2</sup> wissen wir, dass die Zeit relativ ist, d. h. vom Lauf der Gestirne abhängt. Hier auf Erden bemessen wir die Zeit vom Umlauf der Erde um die Sonne, teilen sie ein in Tage, Monate und Jahre. Die Zeit geht dahin im immer gleichen Tempo, auch wenn wir den Eindruck haben, dass sie manchmal sehr schnell vergeht (etwa bei freudigen Erlebnissen oder wenn wir sehr eingespannt sind), mitunter aber sehr langsam dahin schleicht (etwa bei Krankheit oder wenn wir Angst vor einem bevorstehenden Ereignis haben). Wir teilen sie ein in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dabei ist die Gegenwart eigentlich nur ein kurzer Augenblick, die Schnittstelle zwischen Vergangenheit und Zukunft. Wenn auch der gesamte Zeitraum uns als Ge-

schenk Gottes gegeben ist, verfügen wir eigentlich immer nur über den kurzen Augenblick der Gegenwart. Was der Vergangenheit angehört, kann ich nicht wiederholen. Ich kann nur für vergangene Geschehnisse dankbar sein oder versuchen, Fehlverhalten zu korrigieren. Aber rückgängig machen kann ich nichts mehr. Auch die Zukunft ist noch nicht in meiner Hand. Ich kann für die Zukunft Pläne schmieden, Vorschläge fassen. Verwirklichen kann ich das jedoch erst, wenn die entsprechende Zeit gekommen ist.

Aber so sehr unsere Entscheidungs- und Wirkmöglichkeiten auf den kurzen Augenblick beschränkt sind, den wir Gegenwart nennen, so müssen wir doch feststellen, dass unser gegenwärtiges Leben wesentlich geprägt ist von unserer Vergangenheit. Und Entscheidungen, die wir jetzt treffen, wirken sich aus in unserer Zukunft. Man denke nur an die Entscheidung für einen bestimmten Beruf oder für eine Eheschließung. Eine solche Entscheidung in einer bestimmten Lebensphase kann unsere gesamte irdische Zukunft prägen. Von unseren Entscheidungen in konkreten Situationen kann wesentlich das Gelingen oder Mislingen unseres Lebens abhängen.

Ganz anders ist das bei Gott. Er, der alle Geschöpfe in die Zeit hinein gestellt hat, steht selbst über der Zeit. Er ist zeitlos, lebt im ständigen Jetzt und wirkt souverän über und in allen Geschehnissen. Die Zeitlosigkeit Gottes, ohne Anfang und ohne Ende, nennen wir Ewigkeit.

Christus hat uns verheißen, dass wir, wenn unsere Zeit zu Ende ist, an dieser Zeitlosigkeit Gottes Anteil bekommen werden. Er meint damit das, was an vielen Stellen in der Bibel „ewiges Leben“ genannt wird<sup>3</sup>.

## „Zeit“ im Lichte der biblischen Offenbarung

Da die Zeit ein Faktor ist, der wesentlich unser menschliches Dasein bestimmt, ist es verständlich, dass er in der biblischen Botschaft eine große Rolle spielt. Aus der Viel-



zahl alttestamentlicher Zitate seien hier nur einige herausgegriffen<sup>4</sup>. Ijob 14,1: „Der Mensch, von einer Frau geboren, lebt nur kurze Zeit“. Psalm 31,16: „In deinen Händen stehen meine Zeiten“. In Psalm 101,24 wird Gott angeredet: „Es ist Zeit, dich Zions zu erbarmen“. Koh 3,1: „Alles hat seine Zeit unter dem Himmel“. Weish 2,5: „Wie der Vorübergang eines Schattens ist unsere Zeit“. Sir 4,23: „Mein Sohn, nütze die Zeit!“

Genau so spricht das Neue Testament von der Zeit. In Mt 26,28 sagt Jesus: „Meine Zeit ist nahe!“. Mk 1,15: „Die Zeit ist erfüllt“ – dazu wie in Parallele spricht Gal 4,4 von der „Fülle der Zeit“. Röm 8,18: „Die Leiden dieser Zeit sind nicht zu vergleichen mit der künftigen Herrlichkeit“. Eph 5,16: „Kauft die Zeit auf; denn die Tage sind böse“.

Das Johannes-Evangelium, das sich vor allem durch die Tiefendimension seiner Darlegungen auszeichnet, kennt einen Begriff, der nur in diesem Evangelium vorkommt, aber wie ein Schlüsselbegriff die ganze Schilderung des irdischen Lebens und Wirkens Jesu durchzieht, das Wort von der „Stunde“ Jesu. Im Bericht von der Hochzeit zu Kana (Joh 2,1-11) antwortet Jesus auf die Bitte seiner Mutter: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen“. Auch wenn er nachher das Geschenk Wunder an die Hochzeitsgäste vollzieht, lässt er zunächst eine Chance, die Macht Gottes sichtbar zu machen, ungenutzt vergehen, um zu betonen, dass nicht er sein Wirken bestimmt, sondern dass er nur im Auftrag und auf Weisung seines himmlischen Vaters handelt. Also nicht Drang nach Erfolg, sondern hören auf Gottes Weisung! Bei einem späteren Auftritt Jesu im Tempel in Jerusalem, als man ihn bei einem Streitgespräch festnehmen wollte, stellt der Evangelist (Joh 7,31) fest: „Niemand wagte ihn anzufassen; denn seine Stunde war noch nicht gekommen“. Genau so scheitert die Festnahme Jesu nach Joh 8,30 an der Tatsache, dass „seine Stunde noch nicht gekommen war“. In einem Gespräch mit seinen „Brüdern“ (gemeint sind wohl seine Verwandten), erklärt Jesus (Joh 7,6). „Meine Zeit ist noch nicht gekommen, für euch ist immer die rechte Zeit“. Damit will er sagen: Ihr han-

delt gedankenlos darauf los, weil ihr meint, immer wäre der rechte Augenblick. Wer sich aber von Gott leiten lässt, ist stets bestrebt, den Willen Gottes zu erkennen.

Erstaunlich ist, dass Jesus dann kurz vor seinem Leiden erklärt (Joh 12,23): „Die Stunde ist gekommen, dass der Menschensohn verherrlicht wird“. Und der Bericht über die Fußwaschung wird (Joh 13,1) eingeleitet mit der Feststellung: „Jesus wusste, dass seine Stunde gekommen war“. Wer oberflächlich dahin lebt, würde nie eine bevorstehende Leidenssituation als eine ihm von Gott geschenkte Stunde erkennen. Das Johannes-Evangelium aber stellt Jesus dar als den, der nie für sich Erfolg verbuchen will, sondern auch in der bittersten Situation seines irdischen Lebens Gott am Werk sieht, der ihm diesen Weg zum Heil der Menschen zumutet. Die Verherrlichung Jesu liegt in dem absoluten Ja zum Willen Gottes, das keine Abstriche und Einschränkungen kennt. Die Auferweckung Jesu ist dann die Konsequenz dieser totalen Einigung Jesu mit dem Willen seines himmlischen Vaters.

## Das Beispiel Jesu fordert auch uns

Wenn wir uns verpflichtet wissen, im Namen Jesu Christi unter Menschen zu wirken, dann müsste die Art, wie Jesus seinen Auftrag zum Dienst an Menschen verstand, auch uns Maßstab sein für unser Planen und Verhalten. Bei Jesus gab es keine Hektik, keinen Leistungsdruck, keinen Geltungsdrang. Es ist erstaunlich, dass er, der die Apostel in die ganze Welt aussandte, damit sie „alle Menschen zu seinen Jüngern machten“ (Mt 28,19), sich sehr viel Zeit ließ, ehe er anfang, öffentlich zu lehren und zu wirken, und dass die Zeit seines öffentlichen Auftretens sehr kurz bemessen war. Wenn die zeitliche Berechnung des öffentlichen Wirkens Jesu stimmt, dann begann er sein Wirken zwischen dem 30. und 35. Lebensjahr, also in einem Alter, in dem – wegen der frühen Eheschließungen, bedingt durch die geringe Lebenserwartung – viele Männer schon Großväter waren. Und die zeitliche Ausdeh-

nung seines Wirkens betrug nach den Angaben des Johannes-Evangeliums drei Jahre (gemäß den synoptischen Evangelisten könnte sie noch kürzer gewesen sein). Jesus trat also unter den Menschen eigentlich nur auf, um die Saat des Reiches Gottes auszustreuen, das Wachsen und Reifen überließ er dem Heiligen Geist.

Wenn wir hektisch sind und getrieben vom Drang, Erfolge verbuchen zu können, stellen wir uns letztlich dem Wirken des Hl. Geistes entgegen. Wir lassen den Gottesgeist nicht zum Zuge kommen, weil wir uns als „Macher“ an seine Stelle setzen wollen. Seelsorglicher Dienst an Menschen, so sehr er von uns Kraft- und Zeitaufwand verlangt, erfordert also auch eine taktvolle Zurückhaltung.

In diesen Zusammenhang sind jene Gleichnisse Jesu gestellt, die uns auffordern zu säen, dann aber in Geduld, das Wachsen und Reifen der Saat abzuwarten, ehe wir ernten dürfen: Mt 13,1-9 (der Sämann), Mt 13,1-32 (das Senfkorn), Mt 13,33 (der Sauerteig) und die Parallelen in den anderen synoptischen Evangelien.

## **Voraussetzung: Sich leiten lassen**

Das im Johannes-Evangelium mehrfach zitierte Wort Jesu: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen“, macht erkennbar, dass Jesus, auch wenn er deutlich die Macht Gottes verkörperte (vgl. Mt 7,29: „Er lehrte wie einer, der Vollmacht hat“), niemals sich selbst in den Mittelpunkt stellte, sondern die Größe Gottes, seines himmlischen Vaters. Dessen Wille bestimmte sein Wirken. Um diesen Willen zu erkennen, zog er sich manchmal aus allen Anforderungen heraus in die Einsamkeit zurück (vgl. Mk 1,35: Er lässt die Menschenmenge zurück und geht an einen einsamen Ort. Oder Mk 1,12: „Der Geist trieb ihn in die Wüste“). Auch der in den Anfangsaussagen des Markus-Evangeliums häufig gebrauchte Begriff „euthys“ = sofort, lässt erkennen, wer Jesu Handeln lenkte. Er, der lange und in Geduld warten konnte, ehe er öffentlich auftrat, handelte immer sofort, wenn der Hl. Geist ihn den Willen Gottes erkennen ließ.

Es ist sicher notwendig zu fragen, wovon wir uns eigentlich steuern lassen: von Augenblickseingebungen, von spontanen Ideen aus unserer Umgebung, von der Absicht, Menschen zu gefallen und von ihnen Anerkennung zu erhalten oder vielleicht Selbstbestätigung zu erfahren? Oder fragen wir uns öfter: „Was will Gott von mir?“ Solche Erkenntnisse fliegen uns aber nicht einfach zu. Um sie muss man ringen, dazu bedarf es des gelegentlichen Rückzugs in die Einsamkeit. Vielleicht ist auch Beratung durch kompetente Menschen erforderlich. Ein Seelsorger, der immer nur aktiv ist und keine Zeit zu Stille und Besinnung hat, ist letztlich „dröhnendes Erz und lärmende Pauke“ (1 Kor 13,1). Um unseres Auftrags willen müssen wir manchmal scheinbar notwendige Arbeiten verschieben, um Zeit für Wesentlicheres zu gewinnen.

## **Die Zeit von Gott füllen lassen**

Bei aller Sorge um die Menschen, wie sie uns Seelsorgern aufgetragen ist, dürfen wir nicht vergessen: Jeder lebt auch sein persönliches Leben vor Gott. Es ist gut, wenn wir uns vorbehaltlos in unsere Aufgaben einbringen, aber die Zeit ist uns auch gegeben, damit wir in ihr unser persönliches Heil wirken. Die mir von Gott geschenkte Zeit wird meine ganz persönliche Zeit. Über den Umgang mit ihr muss ich einmal vor Gott Rechenschaft ablegen.

Sicher wird vor dem Gericht Gottes unser seelsorglicher Dienst für Menschen positiv bewertet. Voraussetzung ist allerdings, dass er richtig motiviert war. Bei richtiger Motivation vergesse ich nicht, dass alle Tätigkeiten auf Erden begrenzt sind. Irgendwann muss ich einmal den „Spaten aus der Hand geben“, wenn ich die vom Kirchenrecht festgesetzte Altersgrenze erreiche oder wenn Krankheit oder vielleicht ein früher Tod mein Wirken auf Erden beendet.

Mit dem Ende meines irdischen Lebens endet für mich die Zeit, geht sie über in Gottes Ewigkeit. An diese Wirklichkeit auch in jüngeren Jahren denken (keinem ist

garantiert, dass er auf Erden eine hohes Alter erreichen wird), ist ein Gebot der Klugheit. „Unsere Tage zu zählen, lehre uns; dann gewinnen wir ein weises Herz“, so steht es in Psalm 90,12. Das Ende unserer Zeit bewusst in unser Planen aufzunehmen, wird als Weisheit bezeichnet. Weisheit aber ist nach Jes 11,2 die erste der sieben Gaben, die der Geist Gottes uns Menschen mitteilt.

Wer also in diesem Sinne „weise“ ist, der kalkuliert die Begrenztheit seiner Zeit in sein Denken und Wollen ein. Er bemüht sich, ein wachsamer Mensch zu sein, der immer bereit ist, wenn Gott ihn aus der Zeit in die Ewigkeit ruft. Er nimmt das ernst, was Jesus in den Wachsamkeitsgleichnissen uns als Mahnung hinterlassen hat, so im Gleichnis vom königlichen Hochzeitsmahl (Mt 22,1-14), vom wachsamem Knecht (Mt 24,45-47, auch Lk 12,42-46), von den klugen Jungfrauen (Mt 25,1-13) und vom Weltgericht (Mt 25,31-46).

Man könnte einwenden: Wer ständig nach dem Jenseits schießt, wer sich dauernd die Tatsache vor Augen stellt, dass sein irdisches Werk ein Torso bleiben wird, weil Gott uns vielleicht abberuft in einem Augenblick, in dem wir es nicht vermuten, der wird auf Erden nur halbe Arbeit leisten, der wird sein Wirken nicht ganz ernst nehmen. Genau das Gegenteil ist der Fall. Im Wissen, dass Gott von uns Rechenschaft über unseren Umgang mit der Zeit verlangt, sind wir bemüht, ständig verantwortungsbewusst vor ihm zu handeln. Dann wird gerade unser seelsorgliches Mühen unser Inneres so füllen, dass wir beim Gericht Gottes alle diese Dienste in die Hände Gottes hinein geben können. Dann ist es letztlich Gott selber, der uns in unserem Wirken für Menschen innerlich mit seiner Liebe füllt und uns reich macht. Wir müssen das nur zulassen. Es gibt auch eine Heiligung des Seelsorgers durch Seelsorge!

## Engagierte Gelassenheit

Wer so im Ablauf seiner Zeit in Gott verankert ist, der wird nicht von einer ständigen Unruhe geplagt, von der Meinung, er müsste

immer noch mehr leisten. Man hört heute nicht selten Klagen von gläubigen Christen, man könne mit manchem Seelsorger kein sachliches Gespräch mehr führen, weil dieser nicht die innere Ruhe hätte, um sich auf einen Menschen einzulassen. Erst recht stieße man auf eine Abwehrhaltung, wenn man einen Wunsch nach einem pastoralen Dienst äußerte (Krankenbesuch, Brautmesse usw.) So weit darf es bei uns nicht kommen. Sicher dürfen wir mit einem Brautpaar, das seine Trauung mit einer Messfeier verbinden möchte (eigentlich doch ein sehr erfreulicher Wunsch!), überlegen, ob die Trauung in einer Gemeindemesse stattfinden kann. Aber das muss man miteinander besprechen, das darf nicht einfach dekretiert werden. An der Art, wie ein Seelsorger mit Menschen umgeht, kann man seine innere Position erkennen, ob er sich von Gott leiten lässt oder nur von außen gesteuert wird. Wer seine persönliche Zeit von Gott füllen lässt, hat auch Zeit für die Menschen. Er kann abwägen, was notwendig und was unwichtig ist. Er ist ein Mensch der Gelassenheit.

Gelassenheit heißt nicht: Trägheit oder Faulheit. Gelassenheit kann sehr engagiert sein. Das erwartet Gott auch von uns. Aber Gelassenheit sieht realistisch auch die Grenzen und kann damit leben.

## Durch die Zeit in die Ewigkeit

Als Menschen, die ein Stück der Schöpfung sind, leben wir auf Erden in der Zeit. Unser Ziel aber ist die Ewigkeit. Nur Gott kann uns dorthin führen. Wenn er die Mitte unseres Daseins ist, können wir auf dem Weg zum Ziel

die Begrenztheit des Irdischen, das Vergehen der Zeit akzeptieren, uns über die ständig geschenkte Gegenwart freuen,

die Gegenwart in Verantwortung für die Zukunft gestalten (für uns und andere), frei von Hektik in der Gegenwart wirken, unsere irdische Zeit und unseren Dienst an Menschen bewusst vor Gott leben.

Zum Schluss sei ein Wort zitiert, das vor der „Vater-unser-Kirche“ in Unteribental (Hochschwarzwald) zu finden ist. Dort steht vor der Kirche eine mächtige Kugel in einem Wasserbecken, so als ob die Kugel sich in einem unbewegbaren Schwebzustand befände.

Auf dem Sockel des Wasserbeckens ist zu lesen:

DU MENSCH – SPRACHE GOTTES  
GLEICHE DER SONNE  
RUHE IN DER MITTE DEINER BEWEGUNG!

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Wir sprechen gern davon, dass wir nach unserem irdischen Leben einmünden in die Ewigkeit Gottes. Ewigkeit aber meint einen Zustand ohne Anfang und ohne Ende. Da dem Menschen Anteilnahme an der Endlosigkeit, nicht aber an der Anfanglosigkeit Gottes verheißt ist, sagt man besser, dass wir in Gottes Zeitlosigkeit oder Endlosigkeit berufen sind.
- <sup>2</sup> Albert Einstein: 1879–1955, Erfinder der Relativitätstheorie für Raum und Zeit
- <sup>3</sup> Die Aussagen über das, was wir „wahres Leben“ oder „ewiges Leben“ nennen, finden wir besonders komprimiert im Johannes-Evangelium. Auffallend ist, dass in den sieben „Ich-bin“-Worten Jesu im Johannes-Evangelium dreimal der Begriff „Leben“ vorkommt, u. zw. 6,35: „Ich bin das Brot des Lebens“; 11,25: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“; 14,6: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“. Die schwerwiegendsten Aussagen über das wahre Leben, das er schenkt, finden wir im 11. Kapitel des Joh im Gespräch Jesu am Grabe des Lazarus mit dessen Schwester Martha, gipfelnd in dem Satz: „Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt, und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird auf ewig nicht sterben“.
- <sup>4</sup> Eine Wortkonkordanz, herausgegeben vom Kath. Bibelwerk Stuttgart, weist nach, dass der Begriff „Zeit“ im AT 21mal und im NT 94mal vorkommt.

Sonja Tannebaum

# Entdeckungsreise: Gemeinde – Kinder – Garten

## Impulse zur Kindergartenpastoral aus dem Erzbistum Köln

„Kindergartenpastoral“ – ein ungewöhnlicher Begriff? Für die meisten Erzieher/innen<sup>1</sup> und Pastoralen Dienste im Erzbistum Köln nicht mehr, denn sie waren eingeladen im Rahmen eines zweijährigen Diskussionsprozesses zur zukünftigen Gestalt der „Kindergartenpastoral“ Stellung zu beziehen. In zahlreichen Veranstaltungen vor Ort und auf Bistumsebene gaben sie wichtige Rückmeldungen, Impulse und Anregungen, welche in die Erarbeitung des Kölner Positionspapiers zur Kindergartenpastoral „Gemeinsam für Kinder. Gemeinden und ihre Kindergärten entwickeln sich weiter ...“<sup>2</sup> eingeflossen sind.

Mit „Kindergartenpastoral“ wird hier all jenes kirchliche (= pastorale) Handeln bezeichnet, welches mit der Kindertageseinrichtung in Verbindung steht. Damit geht sie weit über die religionspädagogische Arbeit hinaus und spannt sich in verschiedenen Dimensionen aus zwischen der Kindertageseinrichtung selbst, der Gemeinde<sup>3</sup> als ganzer, den Kindern und Familien, welche die Kindertageseinrichtung besuchen, sowie unterschiedlichen Kooperationspartnern.

### I. Ein Wortspiel – und (doch) noch ein bisschen mehr ...

An den Beginn möchte ich kurze Gedanken zu dem Wortspiel des Titels „Gemeinde – Kinder – Garten“ mit seinen unterschiedlichen Facetten stellen. Sie geben einen klei-

nen Einblick in jene theologische Grundhaltung, die uns bei der Weiterentwicklung der Kindergartenpastoral im Bistum leitet:

#### *„Gemeinde-Kindergarten“:*

Das Leben und Profil einer Gemeinde ist geprägt durch die Vielfalt und Gestalt ihrer Glieder: den Gemeindemitgliedern, den Gruppen, Gremien und Institutionen. Gerade auch der Kindergarten ist ein wichtiger Bestandteil der Gemeinde und gestaltet mit seinem eigenen Profil das Profil der Gemeinde mit. Zugleich prägt auch das Leben und Profil der Gesamtgemeinde das Leben und Profil des Kindergartens. Dadurch ergibt sich eine spannende Wechselwirkung zwischen Kindergarten und Gesamtgemeinde. Der Bindestrich im „Gemeinde-Kindergarten“ bringt diese enge Verwiesenheit zum Ausdruck. Die Herausforderung besteht darin, sie auch in der Praxis mit Leben zu füllen ...

#### *„Gemeindekindergarten“:*

Wenn auf den Bindestrich verzichtet wird, kommt zum Ausdruck, dass der Kindergarten selbst „Gemeinde“ ist. In ihm werden alle Grundvollzüge von Gemeinde gelebt: Diakonie, Verkündigung und Feier des Glaubens in Gemeinschaft sind selbstverständliche Elemente im Alltag eines jeden katholischen Kindergartens. Kinder und Familien, die den Kindergarten besuchen, betreten daher beinahe täglich nicht nur rein formell den Raum der Gemeinde. Die Kindertageseinrichtung wird zum Raum der Begegnung. Dieser Raum darf durchaus auch von „alteingesessenen“ Gemeindemitgliedern, von Gruppen und Gremien der Gemeinde in einer offenen und einladenden Haltung betreten werden. Gemeinsam mit den Erzieher/innen können Gemeinden hier im Rahmen der Kindergartenpastoral kreativ werden ...

#### *„Gemeindekinder“:*

Mit der Taufe eines Kindes nimmt die Gemeinde ein Kind in ihrer Mitte auf und übernimmt für dieses eine mitsorgende Verantwortung. Gleichzeitig übernehmen fast alle Gemeinden im Rahmen ihres diakonischen

Auftrags Verantwortung auch für nichtkatholische Kinder, indem sie sie in ihre Kindertageseinrichtung aufnehmen. Wenn daher alle Kinder der Kindertageseinrichtung als „Gemeindekinder“ bezeichnet werden, so kommt damit zum Ausdruck, dass die Gemeinde sich um alle Kinder, die ihr für einen großen Teil des Tages anvertraut sind, gleichermaßen sorgt und ihren Eltern zur Seite steht. Eine große Herausforderung, welche von Erzieher/innen, Pastoralen Diensten und Ehrenamtlichen gemeinsam gestaltet und gefüllt werden will...

#### *„Kindergarten“:*

Mit der Einführung verschiedenster Betreuungsformen in den Kindergärten wurde der Begriff „Tageseinrichtung für Kinder“ als Oberbegriff eingeführt. Der Begriff „Kindergarten“ wurde eingegrenzt auf die klassische Betreuungsform ohne Übermittagbetreuung. Dies ist schade. Verweist doch der Begriff „Kindergarten“ vom Wort auf das Wesen der Einrichtung (nicht auf die Öffnungszeiten) und bringt zum Ausdruck, dass es sich um einen Ort mit Atmosphäre handelt, um einen Ort, an dem es ums Wachsen und Reifen geht und um einen Ort, an dem sich Kinder wohlfühlen. In einem Garten kann man viel entdecken, man kann dort spielen, Erfahrungen sammeln und zur Ruhe kommen. Dem Garten als Symbol begegnen wir auch im Rahmen der Schöpfungsgeschichte: Der Garten Eden war der Ort, den Gott für den Menschen zu Beginn seines Erdenlebens ausgesucht hat (vgl. Gen 2,8) ...

#### *„Gemeindegarten“:*

Der Kindergarten als Gemeindegarten? Als ein Ort, an dem die Gemeinde wachsen und reifen, Erfahrungen sammeln und vielleicht zu sich selbst finden kann? – Wenn Jesus das Kind in die Mitte stellt (vgl. Mt 18,2) und sagt: „Menschen wie ihnen gehört das Himmelreich“ (Mt 19,13), scheint das diesen Gedanken zu unterstützen. Es ist spannend, dieser Frage in der Begegnung mit den Kindern und Erzieher/innen des Kindergartens nachzugehen ...



## Eine Entdeckungsreise

Immer mehr Gemeinden in unserem Bistum gehen in die Kindergärten und begeben sich mit ihnen auf „Entdeckungsreise“. Gemeinsam suchen sie nach Formen einer engeren Zusammenarbeit, einer stärkeren Vernetzung von Kindergarten und anderen gemeindlichen Gruppen und Institutionen, einer stärkeren Kooperation der Kindergärten im Seelsorgebereich<sup>4</sup> untereinander sowie einer gemeinsamen Vision und Zielrichtung für die Kindergartenpastoral der nächsten Jahre.

Diese Entwicklung wird im Erzbistum Köln gefördert und unterstützt durch eine enge Kooperation von Erzbischöflichem Generalvikariat und Diözesan-Caritasverband<sup>5</sup>. Angestoßen durch Voten der Gemeinden im Rahmen des Pastoralgesprächs<sup>6</sup> wurden zunächst unabhängig voneinander zwei Diskussionspapiere zur Kindergartenpastoral<sup>7</sup> und zur Religionspädagogik<sup>8</sup> entwickelt. Auf dem Hintergrund eines intensiven Diskussionsprozesses wurden die Entwürfe dann zu einem gemeinsamen Positionspapier zusammengefügt, überarbeitet und mit dem Titel „Gemeinsam für Kinder. Gemeinden und ihre Kindergärten entwickeln sich weiter...“ im Sommer 2002 fertiggestellt. Erfreulicherweise war die 1. Auflage von 3000 Exemplaren bereits nach kurzer Zeit vergriffen. Um den Dialog mit den Verantwortlichen vor Ort weiterzuführen und auch um für die konzeptionelle Weiterentwicklung ihrer Kindergartenpastoral zu werben, wurden seither in fast allen Dekanaten die Pastoralteams, Kirchenvorstände, Pfarrgemeinderäte und Erzieher/innen zu einer Präsentationsveranstaltung eingeladen, bei der zunächst die wesentlichen Inhalte des Positionspapiers vorgestellt wurden, den Anwesenden dann aber auch ausreichend Zeit zur Verfügung stand, um mit den anderen Vertreter/innen des eigenen Seelsorgebereichs gemeinsam zu überlegen, ob sie die angeregte Erarbeitung eines Kindergartenpastoralkonzeptes angehen wollen.

## II. Der Leitgedanke des Kölner Positionspapiers zur Kindergartenpastoral

Der Leitgedanke des Kölner Positionspapiers ist die gemeinsame Gestaltung der Kindergartenpastoral durch alle Verantwortlichen im Seelsorgebereich. – Was ist damit gemeint? Dafür ist zu klären, was genau mit „Kindergartenpastoral“ bezeichnet wird, wer für diese die Verantwortung trägt und wie eine gemeinsame Gestaltung derselben aussehen kann. Dieses wird im Folgenden skizziert.

### 1. Kindergartenpastoral – Eine Zusammenschau

Die Praxis der Kindergartenpastoral ist unglaublich vielfältig und facettenreich. In einem Versuch, die verschiedenen Dimensionen der Kindergartenpastoral in eine Übersicht zu bringen, wurden vier Handlungsfelder herausgearbeitet. Deren Zusammenschau kann dazu dienen, sich vor Ort zusammenzusetzen, die eigene Kindergartenpastoral vor diesem Hintergrund noch einmal neu in den Blick zu nehmen und zu sehen: Hier sind unsere Stärken, hier unsere Schwächen, wie können wir die Kindergartenpastoral gemeinsam weiterentwickeln?

#### 1.1 *Das pastorale Handeln in der Kindertageseinrichtung*

Das pastorale Handeln *in* der Kindertageseinrichtung umfasst weit mehr als die religionspädagogische Arbeit. Es zielt auf die Bereitstellung von vier verschiedenen, doch miteinander verbundenen Erfahrungsräumen für die Kinder. Dabei geht es darum, (1) den Glauben gemeinsam einzuüben, (2) Erfahrungen im Raum der Liturgie zu sammeln, (3) den Dienst am Nächsten und an der Gesellschaft zu praktizieren sowie (4) Erfahrungen von Gemeinschaft im Glauben zu machen. Diese Erfahrungsräume entsprechen den drei kirchlichen Grundvollzügen –



(1) der Verkündigung der Frohbotschaft, (2) der Feier der Liturgie und (3) dem diakonischen Engagement – sowie (4) dem innersten Wesen der Gemeinde als Gemeinschaft.

Betrachtet man vor Ort diesen Bereich der Kindergartenpastoral, gilt es zu schauen: Wie werden diese Elemente zur Zeit praktiziert? Wie werden die Erzieher/innen in diesen Bereichen unterstützt? Welche Form der Unterstützung wünschen sie sich? Gibt es Rahmenbedingungen dieser Arbeit, die verbessert werden können?

### *1.2 Die Stärkung der Eltern- und Familienpastoral*

Wenngleich die Kinder im Zentrum der Kindergartenpastoral stehen, hat diese immer auch die Eltern und Familien mit im Blick. Auch dies in mehrfacher Hinsicht:

Der Glaube der Eltern: Nicht selten werden Eltern durch die Fragen ihrer Kinder oder persönliche Schicksalsschläge angeregt, sich mit ihrem eigenen Glauben noch einmal neu auseinander zu setzen. Man darf sich fragen: Wie werden wir diesem Bedarf zz. gerecht? Welche neuen/anderen Ideen hätten wir?

Seelsorgliche Begleitung von Ehepaaren, Eltern und Familien: Die Erzieher/innen wissen meist bestens über Schwierigkeiten und Schicksalsschläge in den Familien der Kinder Bescheid. – Wie gelingt es, sich den Eltern als Seelsorger/innen der Gemeinde anzubieten ohne sich aufzudrängen?

Familienpastorale Angebote: Schließlich geht es auch um ganz „weltliche“ Angebote und Aktivitäten, mit welchen den Familien Raum und Möglichkeit gegeben wird, miteinander schöne, spannende oder erholsame Dinge zu tun.

So ergibt sich eine logische Überschneidung der Kindergartenpastoral mit der Familienpastoral, aus der Kindergartenpastoral und Familienpastoral voneinander profitieren können. Die Familienpastoral gewinnt über die Kindertageseinrichtung Kontakt zu zahlreichen Familien und erfährt von den Erzieher/innen welche Interessen und Bedürf-

nisse „ihre Familien“ haben, die Kindertageseinrichtung gewinnt über die Kooperation mit der Familienpastoral an Attraktivität und Profil.

Daher liegt es nahe, sich im Rahmen der Kindergartenpastoral auch mit den familienpastoral engagierten Personen und Gruppen der Gemeinde/des Seelsorgebereiches zusammenzusetzen, Ideen der Zusammenarbeit zu entwickeln und die unterschiedlichen Fähigkeiten und Möglichkeiten der in diesem Bereich Engagierten zu nutzen.

### *1.3 Die Vernetzung der Kindertageseinrichtung mit anderen Feldern der Gemeindepastoral*

Die Kreativität vieler Gemeinden und Kindertageseinrichtungen in diesem Bereich kennt keine Grenzen und nicht wenige Kooperationen ergeben sich fast wie von selbst, wenn der Kontakt zueinander und das Gespräch erst einmal hergestellt sind.

#### **Beispiele**

Die Pfarrbibliothek öffnet an einem Nachmittag im Monat die Tore für die Kindertageseinrichtung, wobei die Eltern mit eingeladen werden. Die Kinder lernen, sich Bücher auszuleihen und zurückzubringen, während die Eltern erfahren, dass sie in dieser Pfarrbibliothek jeden Sonntag nach der Familienmesse die Möglichkeit haben, den großen Schatz an Kinderbüchern, aber auch Romane und Sachbücher auszuleihen ...

Heutzutage ist es häufig der Fall, dass Großeltern und Enkelkinder (so überhaupt vorhanden) sich aufgrund von größeren Entfernungen nur noch selten sehen. Die Gemeinde kann im Rahmen der Kindergartenpastoral zu einem Ort werden, an dem es Senioren und Kindern dennoch möglich wird, aneinander Freude und miteinander Spaß zu haben, sei es im Garten, in der Küche, beim Spielen, Werkeln oder Geschichten erzählen ...

Weitere Kooperationsmöglichkeiten gibt es im Rahmen der Firmvorbereitung (z. B.

ein „Praktikum im Kindergarten“), mit den Pfadfindern (z. B. ein Lagerfeuer für die „Großen“), mit dem Kinderliturgiekreis (z. B. ein Kinderbibeltag für Hort- und ehemalige Kindergartenkinder) ...

#### 1.4 Die Kindergartenplanung im Seelsorgebereich

Mit der „Kindergartenplanung“ wird in unserem Bistum bereits seit vielen Jahren das Bemühen der Gemeinden um ein zukunftsorientiertes strukturelles, räumliches und bauliches Angebot der Kindertageseinrichtungen bezeichnet, das sich an den Bedürfnissen der Kinder und Familien orientiert. Der neue Akzent in diesem Bereich ist die Ebene des Seelsorgebereiches. Wie in vielen deutschen Bistümern wurde und wird auch im Erzbistum Köln die Ortsseelsorge umstrukturiert. Dabei werden (in der Regel) mehrere Gemeinden zu einem „Seelsorgebereich“ zusammenfasst. Hierzu schrieb Kardinal Meisner im Jahr 2000: „In Zukunft wird nicht jede einzelne Pfarrgemeinde allein alle pastoralen Aufgaben im gewünschten Umfang bewältigen können. Die Gemeinden in einem Seelsorgebereich werden zum Wohl einer wirkungsvollen gemeinsamen Pastoral zusammenwachsen.“<sup>9</sup> – Immer mehr Seelsorgebereiche stellen sich dieser Herausforderung auch im Bereich der Kindergartenpastoral und entdecken (neben den damit auch verbundenen Schwierigkeiten) mehr und mehr die Chancen der Kooperation. Natürlich sind die Möglichkeiten unterschiedlich, je nach örtlichen Gegebenheiten, insbesondere der Größe des Seelsorgebereiches, der Anzahl der Gemeinden und den Verkehrswegen. Sie sind jedoch so vielfältig, dass es sich lohnt, sich zusammenzusetzen und gemeinsam kreativ zu werden.

#### Beispiele

Möglichkeiten der Kooperation im Seelsorgebereich gibt es:

auf der institutionellen Ebene: z. B. gezielte Vielfalt im Seelsorgebereich in Bezug auf Gruppenformen, konzeptionelle Schwer-

punktsetzungen, Öffnungszeiten etc., um Familien ein breites Angebotsspektrum zu eröffnen ...<sup>10</sup>

im Bereich der Elternarbeit / Familienpastoral: z. B. gemeinsame Veranstaltungen, Angebote auf Seelsorgebereichsebene zu Themen, die in einer Kindertageseinrichtung häufig nur von wenigen Eltern wahrgenommen werden ...

in der Arbeit mit den Kindern: z. B. gegenseitige Besuche, Austausch von Spielmaterial, ...

auf der Ebene der Erzieher/innen: z. B. kollegialer Austausch, Weitergabe von Infos, Berichte über Fortbildungen, gemeinsame Fortbildungen vor Ort, gemeinsame Erarbeitung von religionspädagogischen Projekten, ...

Angebote seitens des Pastoralteams: z. B. ein Arbeitskreis „Kindergartenpastoral im Seelsorgebereich“, ein Glaubensgesprächskreis, ein Besinnungstag für Erzieher/innen im Seelsorgebereich ...

in anderen Bereichen: z. B. Öffentlichkeitsarbeit, gemeinsame Verwaltung der Kindertageseinrichtungen durch den Kirchengemeindeverband<sup>11</sup>, gemeinsame politische Vertretung, ...

## 2. Wer ist verantwortlich für die Kindergartenpastoral?

Betrachten wir nun das Gesamtwerk dessen, was soeben als „Kindergartenpastoral“ in eine Zusammenschau gebracht wurde, so wird deutlich, dass in diesem Bereich viele Personengruppen Verantwortung tragen. Dies sind:

Der Pfarrer mit seinem Pastoralteam: Ihre Verantwortung für die gesamte Gemeindepastoral betrifft auch die Ausrichtung und das Gelingen der Kindergartenpastoral. Besonders gefordert sind sie im Bereich der Vernetzung und im Bereich der Stärkung und (seelsorglichen) Begleitung von Erzieher/innen, Eltern und Kindern.

Der Kirchenvorstand (bzw. Kirchengemeindeverband): Als rechtliches Vertre-

tungsorgan der Gemeinde und Träger der Kindertageseinrichtung ist er – entsprechend dem Gesetz über Tageseinrichtungen für Kinder – verantwortlich sowohl für die Verwaltung und Personalführung als auch für die inhaltliche Konzeption der Kindertageseinrichtung.

Der Pfarrgemeinderat und die Pfarrverbandskonferenz: Der Pfarrgemeinderat hat den Auftrag, den Pfarrer und das Pastoralteam in allen pastoralen Fragen zu beraten und gemeinsam mit ihm das Gemeindeleben aktiv zu gestalten. Darin, dass im Pfarrgemeinderat viele gemeindliche Gruppen vertreten sind, liegt eine besondere Chance für die Vernetzung von Kindertageseinrichtung und Gesamtgemeinde. Für die Pfarrverbandskonferenz gilt all dies analog in Fragen der pastoralen Kooperation im Seelsorgebereich.

Die Leiter/innen und Erzieher/innen: Sie sind insbesondere verantwortlich für den Bereich des „Pastoralen Handelns in der Kindertageseinrichtung“. Darüber hinaus sind sie mitverantwortlich für eine Konzeptionserarbeitung, in der gemeinsam überlegt und erarbeitet wird, wie Kooperationen im Bereich der Familienpastoral, der Vernetzung mit gemeindlichen Gruppen und im Seelsorgebereich gelingen und / oder intensiviert werden können.

Die Eltern und Elternvertreter: Sie tragen die Hauptverantwortung für die Erziehung ihrer Kinder, auch in religiöser Hinsicht. Sind sie getauft und gefirmt, stehen sie zugleich in der Mitverantwortung eines jeden Christen für die Erfüllung des Auftrags Christi im eigenen Lebensumfeld. Die Kindertageseinrichtung gehört zum Lebensumfeld dieser Eltern. Insofern sind auch die Eltern mitverantwortlich für die Kindergartenpastoral.

### *Gefahr und Chance geteilter Verantwortung*

Wenn so viele verschiedene Personengruppen gemeinsam Verantwortung tragen, liegt hierin eine große Chance und eine große Gefahr: Letztere besteht darin, dass

sich durch unklare Absprachen für einige Aufgaben niemand zuständig fühlt, während es in anderen Bereichen Kompetenzgerangel gibt. Gelingt es aber, sich den Aufgaben gemeinsam zu stellen, sich abzustimmen und klare Absprachen zu treffen, so können die Chancen der verschiedenen Blickwinkel und Kompetenzen genutzt werden. Werden diese miteinander ins Spiel gebracht, ist dies ein sicherer Garant für ein noch besseres Ergebnis.

### **3. Gemeinsame Gestaltung der Kindergartenpastoral? – Es lohnt sich ...**

Gemeinsame Gestaltung von Kindergartenpastoral hat viel mit Beziehung, mit dem „kurzen Draht am Telefon“ und mit einer guten Atmosphäre zu tun, in der es Freude macht, miteinander Ideen zu entwickeln. Wo dies nicht gegeben ist, lässt sich diese Atmosphäre natürlich nicht einfach herstellen, aber es kann daran gearbeitet werden. Nicht selten entsteht sie „wie von selbst“, wenn man sich beispielsweise im Rahmen einer Konzeptionsarbeit näher kennenlernt, entdeckt, dass man sich für gleiche Ziele engagiert und es in diesem Zusammenhang auch einmal Ruhe und Gelegenheit Ort gibt, sich offen zu sagen, wie die bisherige Zusammenarbeit zwischen der Kindertageseinrichtung und den verschiedenen Gremien<sup>12</sup> erlebt wurde und welche Wünsche aneinander vorhanden sind.

#### *Ein Konzept?*

Ein Konzept für die Kindergartenpastoral zu erarbeiten, ist zunächst ein ungewöhnlicher Gedanke. Gibt es doch zahlreiche Gemeinden, in denen schon lange eine hervorragende Kindergartenpastoral auch ohne Konzept gelingt. Die gemeinsame Erarbeitung eines Kindergartenpastoralkonzeptes ist jedoch (1) eine sehr, sehr gute Gelegenheit, die bestehende Praxis zu überprüfen und eine gemeinsame Vision für die Zukunft zu

entwickeln. Weitere Argumente für ein Konzept sind (2) der Rückgang der Kinderzahlen und der damit verbundene Druck die vorhandenen Kräfte zu vereinen und mit einem klaren Profil, einem guten Konzept und wirksamer Öffentlichkeitsarbeit die Familien für sich zu gewinnen, (3) die Chance durch eine gemeinsam erarbeitete Regelung zur Zusammenarbeit zwischen Kindertageseinrichtung, Pastoralteam, Kirchenvorstand und Pfarrgemeinderat Unstimmigkeiten und Reibungsverluste zu überwinden, Freude an der Zusammenarbeit zu gewinnen und so Kapazitäten für neue Projekte freizusetzen, (4) die Bedeutung eines ausgearbeiteten Konzeptes, wenn neue Personen im Bereich der Kindergartenpastoral verantwortlich werden, sei es in den Gremien, im Pastoralteam oder in der Kindertageseinrichtung: Ein Konzept garantiert einen direkten Überblick über die Zielrichtung der Kindergartenpastoral, vorhandene Absprachen und Zuständigkeiten und damit einen schnellen und sicheren Einstieg, (5) die pastorale Herausforderung, zu deren Umsetzung bereits das Zweite Vatikanische Konzil die Weisung gab „Sehen-Urteilen-Handeln“ (AA 29), was in die heutige Sprache übersetzt eine Aufforderung zu konzeptionellem Handeln bedeutet. Und je mehr unterschiedliche Personengruppen in einem Feld aktiv sind, umso wichtiger werden gemeinsam entwickelte Konzepte<sup>13</sup> und Strukturen.

### *Was tun?*

Entscheidet man sich für die gemeinsame Erarbeitung eines Kindergartenpastoralkonzeptes, gilt es zunächst, sich zusammenzusetzen, die derzeitige Gestalt der Kindergartenpastoral in den Blick zu nehmen, die Stärken herauszustellen und die Schwächen zu benennen. Sodann geht es um die Frage, welches die Zielsetzung für die Kindergartenpastoral in den nächsten Jahren sein soll, wie diese Ziele erreicht und welche Prioritäten gesetzt werden sollen. Schließlich wird vereinbart, wer für welche Bereiche konkret die Verantwortung übernimmt und wie die

zukünftige Form der Zusammenarbeit aussehen soll.

### **III. Es geht weiter ...**

Natürlich bedarf es einiger Zeit, gemeinsam ein Konzept für die Kindergartenpastoral zu erarbeiten, und es bedeutet auch Arbeit. Vor allem aber ist es eine spannende und fröhliche Angelegenheit, sich gemeinsam auf diese Entdeckungsreise: ‚Gemeinde – Kinder – Garten‘ zu begeben. Wir werden von Bistumsseite weiterhin alles uns mögliche tun, um Sie hierbei zu unterstützen<sup>14</sup> und hoffen und wünschen uns, dass die spürbare Aufbruchsstimmung in der Kindergartenpastoral weiter um sich greift...

### **Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> Der Begriff der „Erzieher/in“ bezeichnet im Zusammenhang dieses Artikels alle pädagogischen Mitarbeiter/innen in den Kindertageseinrichtungen. Er wurde dem der „pädagogischen Mitarbeiter/in“ vorgezogen, um – insbesondere im Gegenüber zu den „Pastoralen Diensten“ – die Assoziation zu vermeiden, die (pädagogischen) Mitarbeiter/innen in den Kindertageseinrichtungen seien keine pastoralen Mitarbeiter/innen.
- <sup>2</sup> Das Positionspapier (65 Seiten) wurde in einer Kooperation von Erzbischöflichem Generalvikariat und Diözesan-Caritasverband Köln erarbeitet. Zu bestellen ist es gegen einen Unkostenbeitrag von 5,- EUR im Erzbischöflichen Generalvikariat Köln, Abt. Gemeindepastoral, Marzellenstr. 32, 50606 Köln.
- <sup>3</sup> „Gemeinde“ bezeichnet (auch im Folgenden) nie die Kommunalgemeinde, vielmehr immer die Kirchengemeinde.
- <sup>4</sup> Zur Erläuterung des Begriffs „Seelsorgebereich“ siehe unter 1.4.
- <sup>5</sup> Hier sind der Fortbildungsreferent und zahlreiche Fachberater/innen für die Kindertageseinrichtungen angesiedelt.
- <sup>6</sup> Im Rahmen des Pastoralgesprächs (1993–1996) waren alle Gemeinden und Verbände des Bistums aufgerufen, die Herausforderungen der Pastoral zu diskutieren und entsprechende Voten zu formulieren. Es wurden auch diverse Voten zur Kindergartenpastoral formuliert.

- <sup>7</sup> Eckpunkte Kindergartenpastoral. kennen lernen – diskutieren – weiter entwickeln. Generalvikariat Köln, Abt. Gemeindepastoral (Hg.)
- <sup>8</sup> Mit Staunen fängt es an. Auf dem Weg zu einem Religionspädagogischen Rahmenkonzept. Diözesan-Caritasverband, Abt. Tageseinrichtungen für Kinder (Hg.).
- <sup>9</sup> Kooperation im Seelsorgebereich. Arbeitshilfe zum Schreiben des Erzbischofs von Köln vom 6. Juni 2000. Hauptabteilung Seelsorge im Erzbischöflichen Generalvikariat Köln (Hg.), 2000, 2.
- <sup>10</sup> Immer mehr Eltern suchen sich die Kindertageseinrichtung für ihr Kind gezielt aus. Von Bedeutung sind dabei die Öffnungszeiten, die konzeptionelle Ausrichtung, die Pädagogik, bestimmte Förderangebote usw. Durch gezielte Absprachen und Kooperationen im Seelsorgebereich können die Angebote der katholischen Kindertageseinrichtungen so aufeinander abgestimmt werden, dass sie Eltern ein breites Angebot bieten. Eltern, die an einer katholischen Erziehung ihrer Kinder interessiert sind, müssen hierauf nicht mehr verzichten, weil sie z. B. einen Tagesstätten- oder Hortplatz, einen Platz für ein Kleinstkind in einer integrativen Einrichtung benötigen, dies aber in keiner der erreichbaren katholischen Kindertageseinrichtungen angeboten wird.
- <sup>11</sup> Der Kirchengemeindeverband ist eine neue Rechtsform auf Ebene des Seelsorgebereiches, dem die Kirchenvorstände die Betriebsträgerschaft der Kindertageseinrichtungen übertragen können.
- <sup>12</sup> Pastoralteam, Kirchenvorstand, Pfarrgemeinderat, Elternrat
- <sup>13</sup> Arbeitshilfen zur Konzeptionserstellung auch für andere pastorale Felder sind bisher veröffentlicht für die Bereiche Ehepastoral, Firmkatechese und Kirchenmusik. Daneben gibt es eine übergreifende Broschüre zur Erstellung von Pastorkonzepten allgemein sowie Materialien zur Gemeinde- und Lebensraumanalyse. Sie alle können bestellt werden in der Abt. Gemeindepastoral im Erzbistum Köln. Hilfen und Anregungen zur Erarbeitung von Pastorkonzepten finden Sie außerdem ab Frühjahr 2004 unter [www.pastoralkonzept.de](http://www.pastoralkonzept.de)
- <sup>14</sup> Von Bistumsseite bieten wir konkrete Fortbildungsveranstaltungen an, stehen bei solchen Entdeckungsreisen und Konzepterarbeitungen vor Ort bei Bedarf unterstützend zur Seite und arbeiten bereits intensiv an den im Positionspapier angekündigten Arbeitshilfen: zum Jahr der Bibel (veröffentlicht Herbst 2004), zu den pastoralen Chancen der Aufnahmekriterien, zu praktischen Tipps zur Konzeptarbeit u. a.

Abraham Roelofsen

# Brüder und/oder Schwestern?

## Eine Problemskizze

In einer Handreichung des katholischen Bibelwerkes für Lektorinnen und Lektoren zum Bibellesen wird das „Problem“ der Anrede „Brüder und Schwestern“ in den Paulusbriefen angesprochen.<sup>1</sup> Im Rückgriff auf die Erkenntnisse der exegetischen Wissenschaft wird in dieser Handreichung darauf hingewiesen, dass das griechische „adelphoi“ „Brüder“ heute mit „Schwestern und Brüder“ übersetzt werden muss. Das Bibelwerk beruft sich hier auf Elisabeth Schüssler Fiorenza die als Prinzip formuliert: „Solange Frauen bzw. weibliche Aspekte im Text nicht ausdrücklich ausgeschlossen werden, muss bei grammatikalisch androzentrischen Texten angenommen werden, dass sowohl von Männern als auch von Frauen die Rede ist.“

Diesem ist zunächst von kultureller und exegetischer Seite nichts hinzuzufügen. Gerade aus den Paulusbriefen und der Apostelgeschichte wissen wir um das vielfältige Engagement von Frauen in der jungen Kirche.

Die Handreichung weist außerdem darauf hin, dass dies [die Erweiterung um die Schwestern] „selbst dann“ geschieht, „wenn die griechische Anrede adelphoi („Brüder“) im biblischen Text an der Stelle gar nicht vorkommt.“ Wenn man genau hinsieht, kommt sie in den meisten Fällen nicht vor. Sie ist eher die Ausnahme. Warum aber beginnen die Lesungstexte im Lektionar mit dieser Anrede, wenn sie an dieser Stelle im Original nicht zu finden ist. Die Antwort auf diese Frage findet sich im Verständnis der literarischen Gattung um die es hier geht. Wir haben es mit Briefliteratur zu tun und ein Brief beginnt im Allgemeinen mit der



Anrede des Adressaten. Deshalb ist die Anrede „Brüder“ nicht unter dem Gesichtspunkt der androzentrischen Sprache der damaligen Zeit zu verstehen, sondern unter dem Gesichtspunkt, dass es darum geht, einen Adressaten anzusprechen. Es sollte deshalb zunächst einmal untersucht werden, wie denn Paulus die Empfänger der Briefe anspricht. Das bedeutet, in erster Linie darf von der Anrede ausgegangen werden, die Paulus selbst zu Beginn seiner Briefe wählt.

## Die Anrede des Paulus

Beim Blick in die Anfänge der Briefe und die Anrede seiner Adressaten fällt auf, dass Paulus – bis auf eine Ausnahme im Brief an die Gemeinde in Kolossä – nirgendwo die „Brüder“ in der Anrede erwähnt. Er spricht von der Gemeinde in....., von den Heiligen, den Geheiligten und der Kirche. Es sind auch nicht die Römer, Korinther, Philipper in diesen Gemeinden, sondern es sind die Menschen in den Städten angesprochen, die Gemeinden, Geheiligten und Heiligen in Rom, Korinth, Ephesus und und ... .Mit diesem Befund bekommt die Anrede zu Beginn einer Lesung aus der Briefliteratur einen anderen Hintergrund und ein anderes Gewicht. Wenn im Gottesdienst ein Abschnitt aus einem der Briefe vorgelesen wird, nimmt die Anrede zu Beginn der Lesung Bezug auf die Anrede mit der der Brief beginnt. Es werden alle Anwesenden der Gemeinde angesprochen, die Brüder und die Schwestern.

Wenn die ganze Gemeinde Adressat eines Briefes ist, ergibt sich daraus eine weitere Veränderung in unseren traditionellen Formulierungen. Es kann nicht mehr vom „Brief des Apostels Paulus an die Römer“ gesprochen werden, sondern vom „Brief an die Gemeinde in Rom“, „Ephesus, ...Korinth und ...„an die Gemeinden in Galatien“. Mit dieser Umformulierung ändert sich das Angesprochensein der Hörenden. Wenn wir diese Änderung nicht vornehmen, bleiben – wir ohne es zu merken – bei der Briefansage in der Androzentrisk stecken, die wir in der Anrede – Brüder und Schwestern – zu vermeiden suchen.

Trotzdem kann man natürlich nicht die Augen davor verschließen, dass in den paulinischen Briefen die Anrede „Brüder“ immer wieder vorkommt.

## Die „Brüder“ in den Briefen des Paulus

Unabhängig von der ersten Beobachtung, dass Paulus in der Anrede nicht den Terminus „Brüder“ verwendet, ist seine Sprechweise auf Grund des kulturellen Umfeldes androzentrisch geprägt.<sup>2</sup> Dies zeigt sich u. a. im häufigen Gebrauch der Anrede „Brüder“ innerhalb der Briefe. Im 1. Brief an die Gemeinde in Korinth kommt diese 24 Mal vor. Im zweiten Brief 10 Mal, im Brief an die Gemeinde in Rom 13 Mal und an die Gemeinden in Galatien 11 Mal.

Es ist nun zu fragen, welche Bedeutung diesem Wort „Brüder“ an den entsprechenden Stellen zukommt. In I Kor 1,10 und 11 ist es ein Aufmerksamkeits- und Bekräftigungssignal. 10 „Ich ermahne euch aber Brüder, im Namen Jesu Christi, unseres Herrn: Seid alle einmütig, und duldet keine Spaltungen unter euch; seid ganz eines Sinnes und einer Meinung. 11 Es wurde mir nämlich, meine Brüder, von den Leuten der Cloë berichtet, dass es Zank und Streit unter euch gibt.“ Und in Vers 26 heißt es : „Seht doch auf euere Berufung, Brüder!“ Die Erwähnung der Brüder kurz nach der so ausführlichen Anrede ergibt keinen Mehrwert an Informationen. Die Anrede zielt auf die Aufmerksamkeit der Adressaten und sie bekräftigt den Inhalt der vorhergehenden oder nachfolgenden Aussage. Für den Leseduktus ist es an diesen Stellen kein Problem, die Schwestern ergänzend mit einzufügen. Dieser Eingriff in den Text verstärkt das Anliegen des Paulus, nämlich für diese wichtigen Fragen die Aufmerksamkeit ALLER in der Gemeinde zu bekommen. Das heißt, die Einfügung der Schwestern ist keine Verfälschung der inhaltlichen Anliegen sondern eine Verstärkung.

Gravierender wird von den meisten Lektorinnen und Lektoren, und nicht nur von



ihnen, ein Texteingriff an den Stellen empfunden, wo es um inhaltliche Aussagen geht. Dies zeigt sich z. B. dann, wenn Paulus seine Hörer – und Hörerinnen – davon überzeugen möchte, dass sie Söhne (und Töchter?) Gottes sind.

## **Aus „Brüdern und Schwestern“ werden „Söhne und Töchter“**

Nachdem deutlich geworden ist, dass Paulus „alle“ „Heiligen“ ansprechen möchte und dies für seine Zeit – gerade in der offenen Anrede zu Beginn der Briefe – auch tut, stellt sich in unserem soziokulturellen Kontext die Frage, zu welchen Konsequenzen diese Hinwendung zu den Männern und Frauen für Lektor und Lektorin führt.

Paulus wendet sich in seinen Briefen an konkrete Menschen in den Gemeinden. Wenn wir die Texte heute lesen, wendet er sich an uns, die konkreten Männer und Frauen in unseren Gemeinden. Aufgrund dieser konkreten Ansprache ist es notwendig so weit wie möglich die Männer und Frauen in dieser Konkretheit anzusprechen.

Das führt zu der Notwendigkeit, soweit es theologisch und aus sprachlich-ästhetischer Sicht möglich ist, Erweiterungen in den Texten vorzunehmen. Damit werden die Texte der heutigen kommunikativen Situation angeglichen. Unter „kommunikativer Situation“ verstehe ich die Tatsache, dass in unserer Zeit die Frauen das Recht haben, persönlich angesprochen zu werden und nicht unter die Begriffe Brüder und Söhne eingeordnet werden wollen.

Die Probleme, die dabei auftreten sollen im Folgenden an zwei Texten veranschaulicht werden.

### **Paulus an die Gemeinde in Galatien (Galater) (3,26 – 4,7)**

3,26 Ihr seid alle durch den Glauben Söhne [und Töchter] Gottes in Christus Jesus. 27 Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus (als Gewand) angelegt.

28 Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid „einer“ in Christus Jesus. 29 Wenn ihr aber zu Christus gehört, dann seid ihr Abrahams Nachkommen, Erben kraft der Verheißung. 4,1 Ich will damit sagen: Solange der Erbe unmündig ist, unterscheidet er sich in keiner Hinsicht von einem Sklaven, obwohl er Herr ist über alles; 2 er steht unter Vormundschaft, und sein Erbe wird verwaltet bis zu der Zeit, die sein Vater festgesetzt hat. 3 So waren auch wir, solange wir unmündig waren, Sklaven der Elementarmächte dieser Welt. 4 Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau und dem Gesetz unterstellt, 5 damit er die freikaufte, die unter dem Gesetz stehen, und damit wir die Sohnschaft [Kindschaft] erlangen. 6 Weil ihr aber Söhne [(und Töchter)] seid, sandte Gott den Geist seines Sohnes in unser Herz, den Geist, der ruft: Abba, Vater.

7 Daher bist du nicht mehr Sklave, sondern Sohn [oder Tochter]; bist du aber Sohn [oder Tochter], dann auch Erbe, Erbe durch Gott.

Im Brief an die Gemeinden in Galatien zeigt sich, dass die einfache Erweiterung um die Schwestern zu inhaltlichen und stilistischen Brüchen führen kann. So gibt im Deutschen noch kein feminines Äquivalent zu „Sohnschaft“ in Vers 5. Paulus bezeichnet mit diesem Ausdruck den Rechtsanspruch, der dem Sohn im Gegensatz zum Sklaven – und zur Tochter – zukommt. In der hebräischen Rückübersetzung heißt es hier >mischpat habanim< (Rechtsstellung als Sohn). Da in unserer Zeit die Töchter im Erbrecht den Söhnen gleichgestellt sind, legt sich hier die Übersetzung „Kindschaft“ nahe. So wird der Ausschluss der Frauen aufgehoben. In Vers 7 entsteht stilistisch eine Schwierigkeit durch den Numeruswechsel. Zu Beginn lässt sich der Plural „Söhne“ leicht um die „Töchter“ ergänzen. In Vers 7 führt es im Hörverstehen durch die direkte Anrede im Singular zu Irritationen, denn ich bin nicht zugleich Sohn und Tochter. Hier muss deswegen die Ergänzung um die Tochter mit einem „oder“ angeschlossen werden.

Nun bleibt noch die Frage offen, was mit „Sklave“ und „Erbe“ zu geschehen hat. Paulus geht es in diesem Begriffspaar um den Gegensatz von Versklavung und Freiheit. Auf diesem Hintergrund schlage ich vor, „Sklave“ und „Erbe“ als Gattungsbegriff zu verstehen und unverändert stehen zu lassen. Das Gleiche gilt für den folgenden Text aus dem Brief an die Gemeinde in Rom.

## **Paulus an die Gemeinde in Rom**

(8,14 - 17)

8,14 Alle, die sich vom Geist Gottes leiten lassen, sind Söhne [und Töchter] Gottes. 15 Denn ihr habt nicht einen Geist empfangen, der euch zu Sklaven macht, so dass ihr euch immer noch fürchten müsstet, sondern ihr habt den Geist empfangen, der euch zu Söhnen [und Töchtern] macht, den Geist, in dem wir rufen: Abba, Vater! 16 So bezeugt der Geist selber unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind. 17 Sind wir aber Kinder, dann auch Erben; wir sind Erben Gottes und sind Miterben Christi, wenn wir mit ihm leiden, um mit ihm auch verherrlicht zu werden.

Diese Perikope bietet für unsere Fragestellung einen vermeintlich leichten Ausweg. In Vers 17 werden wir als Kinder angesprochen. Da liegt es nahe, die „Söhne“ durch „Kinder“ zu ersetzen. Dann würde es am Anfang problemlos heißen: Schwestern und Brüder. Alle die sich vom Geist Gottes leiten lassen sind Kinder Gottes. Ein Blick in die Septuaginta bestätigt uns in dieser Überlegung, denn dort ist an allen Stellen in gleicher Weise von „fili“ die Rede. Paulus schreibt aber Griechisch und benutzt hier – offensichtlich bewusst – unterschiedliche Begriffe. Auch in der hebräischen Rückübersetzung finden sich die Unterschiede. Der Sohn – griech. >hyios<, hebr. >ben< meint den erwachsenen volljährigen Sohn, der in Freiheit sein Handeln eigenverantwortlich gestalten kann. Das Kind – griech. >teknon< – ist das, was den Mutterschoß durchbrochen hat. Die hebräische Rückübersetzung benutzt in Vers 17 >jeled<. >Jeled< ist das

Geborene ähnlich wie im griechischen >teknon<. In den Texten der Weihnacht findet sich dies bei Jes 9,5 „ein Kind ist uns geboren – >jeled julad lanu< – ein Geborenes ist uns geboren – ein Sohn ist uns gegeben – >ben natan lanu<. Dieser Befund zeigt, dass Paulus im Brief an die Gemeinde in Rom bewusst auf diesen Unterschied setzt. Vom inhaltlichen Anliegen macht dies auch Sinn. Zum einen geht es um unser Handeln in freier Verantwortung: Sklave – Sohn/Tochter. Zum anderen geht es um unser Verhältnis zu Gott. Dies drückt Paulus mit dem Bild vom Kindsein aus „in dem wir rufen: Abba, Vater.“ Daraus ergibt sich dann die Vorstellung vom Erbe-sein, das dem Menschen durch Geburt zukommt.

## **Paulus gestern – Paulus heute**

Es zeigt sich, dass die Frage nach der Einbeziehung der Frauen in unsere liturgische Sprache nicht ein Problem der Übersetzung oder des „Frauenfeindes Paulus“ ist, sondern eine Frage der Tradition.<sup>3</sup> So wie bei genauem Hinsehen die Bedeutung der Frauen in den paulinischen Gemeinden deutlich wird, lassen sich bei einer situationsgerechten adressatenorientierten Anwendung der Briefe die Frauen in den Gemeinden bewusst ansprechen. Zum Leidwesen der Kirche hat die Zurückdrängung der Frauen bereits in den neutestamentlichen Texten durch frühe Einschübe – auch in die Paulusbriefe – begonnen. Es wird Zeit, mit dieser Tradition zu brechen, nicht nur in der exegetischen Forschung, sondern auch im sprachlichen liturgischen Alltag.

## **Anmerkungen:**

<sup>1</sup> bibel einfach lesen. 4\_hilfen für lektorinnen und lektoren, Kath. Bibelwerk Stuttgart.

<sup>2</sup> Dazu: Marlis Gielen: „Gehört es sich, dass eine Frau unverhüllt zu Gott betet?“, in: Bibel und Kirche 3/2002, 134–138.

<sup>3</sup> Hierzu ausführlich: Frauen entdecken Paulus, Bibel und Kirche, 3/2002.

Martin Lätzel

# Liturgische Präsenz

Zu einem Buch von Thomas Kabel<sup>1</sup>

Liturgie und Theater – das sind für viele Menschen vollkommen getrennte Bereiche. Es gibt Vorbehalte beim Vergleich, wenn z. B. von einer Inszenierung bzw. Dramaturgie des Gottesdienstes gesprochen wird; ebenso wird die Verwendung religiöser Symbole und ritueller Handlungen im scheinbar profanen Bereich des Schauspiels kritisch betrachtet. Dabei gibt es frappierende Parallelen und befruchtende Impulse zwischen beiden. Romano Guardini widmete der *Liturgie als Spiel* ein ganzes Kapitel seiner Schrift *Vom Geist der Liturgie* (1918). Er betonte darin die prinzipielle Zweckfreiheit von Spiel und Liturgie. Das Spiel ist zweckfrei zu verstehen als „*sich ausströmende, von der eigenen Fülle Besitz ergreifendes Leben, sinnvoll eben in seinem reinen Dasein*“. Die Differenz zwischen dem Lebenssinn bzw. der Suche nach der reinen Erfüllung und der Erfahrungen der Lebenskontingenz versucht der Mensch, Guardini zufolge, in der Kunst zu überwinden. „*In der Kunst sucht er die Einheit zu schaffen zwischen dem, was er will, und dem, was er hat; zwischen dem, was er soll, und was er ist; zwischen Seele drinnen und Natur draußen; zwischen Körper und Geist*.“ Im Gestaltwerden seiner Vorstellung liegt der eigentliche Zweck der Kunst, die sich darin insofern zweckfrei präsentiert, als der Betrachter vor der Kunst „*sich aufhalte, atme, frei ... bewege, des eigenen Wesensbesten sich bewusst werde, die Erfüllung der innersten Sehnsucht ahne*“. In der Liturgie kommt ein weiterer Aspekt dazu: Der Mensch darf sich getragen wissen von der Gnade Gottes. Für Guardini ist dies zugleich etwas „*Übernatürliches wie der innersten Natur entsprechend*“. Um dieses Ziel zu erreichen bedient sich das Leben – in

der Liturgie – einer Wechselbeziehung mit der Kunst: „*Es spricht in Maß und Melodie; es bewegt sich in feierlicher, gebundener Gebärde; es kleidet sich in Farben und Gewänder, die nicht dem gewöhnlichen Leben angehören; es vollzieht sich in Räumen und Zeiten, die nach erhabeneren Gesetzen gegliedert und aufgebaut sind. Es wird im höheren Sinn ein Kindesleben, in dem alles Bild ist, Reigen und Lied.*“

Die Wechselbeziehung zwischen der Liturgie und der Schauspielkunst stand am Anfang einer Entwicklung, die mittlerweile als Liturgische Präsenz bezeichnet wird. Der Begriff ist rechtlich geschützt. Der Hamburger Regisseur und Schauspieler Thomas Kabel begann vor 15 Jahren in der nordelbischen Kirche Pastorinnen und Pastoren in der Dramaturgie des Gottesdienstes zu schulen. Ausgangspunkt war, die Erkenntnisse der Schauspiellehre für die „Inszenierung“ des Gottesdienstes fruchtbar zu machen. Damit wird an der Praxis des Gottesdienstes gearbeitet, weniger an der theologischen Reflexion. Ergebnis der langjährigen Arbeit ist der erste Band des *Handbuchs Liturgische Präsenz* und der Ergänzungsband *Werkbuch Liturgische Präsenz nach Thomas Kabel*. Kabel geht es primär um die Ästhetik des gottesdienstlichen Vollzuges und die Authentizität des jeweiligen Vorstehers bzw. der jeweiligen Vorsteherin. In der Liturgie präsent zu sein bedeutet für ihn, „*eine harmonische Stimmigkeit oder die größtmögliche Kongruenz zwischen der eigenen Intention und der Außenwirkung im Liturgischen Handeln*“ (Handbuch, 12) zu erreichen. Wer als Schauspieler oder Schauspielerin vor ein Publikum tritt, *spielt* nicht den Hamlet oder die Mutter Courage sondern *ist* in diesem Moment die verkörperte Figur. Alles andere wirkt aufgesetzt und gestelzt. Dass die leibliche Vergegenwärtigung des Tuns ebenso im Gottesdienst zum Ausdruck kommt, ist ein Anliegen Thomas Kabels. Er erhofft sich dadurch eine Verlebendigung des liturgischen Vollzugs. Die einzelnen Handlungen sollen intensiv und wirklich getan werden und darin einen bewussteren gottesdienstlichen Erfahrung aller Feiernden ermöglichen.

Der Schwierigkeiten in diesem Ansatz ist sich der Autor bewusst. Er möchte keiner unreflektierten Modernität das Wort reden, die sich von den Rubriken ablöst und unter gottesdienstlicher Gestaltung eine Show versteht, deren innerster Wert und der Bezug zur Tradition verloren geht. *„Die Kirche ist kein Platz des Schauspiels, sie ist aber ein Ort der rituellen Inszenierung“* (Handbuch, 181). An dieser Grundlage hält Thomas Kabel konsequent fest. Die Struktur des Handbuches orientiert sich am Ablauf des lutherischen Gottesdienstes. Wie in einem richtigen Drehbuch werden Positionen, Gesten, interaktives Verhalten etc. dargestellt und eingeführt. Die abschließenden Kapitel widmen sich der Dramaturgie eines Gottesdienstes und der Vorbereitung. Das ergänzenden Werkbuch bietet Reflexionen und Erfahrungen zu den Ideen Kabels. Der Blick auf die Aussagen Guardinis zeigt deutlich die Spuren auf, in denen sich ein vom Spiel und von der Kunst inspirierte Liturgie bewegt. Wenn Guardini von der zu schaffenden Einheit zwischen Seele und Natur spricht, lässt sich dieser Gedanke auf die Forderung Kabels nach der Authentizität in der Liturgie übertragen. Nur dort, wo die Leiblichkeit mit der geistigen Intention übereinstimmt, lässt sich glaubwürdig die Nähe Gottes und die Zusage seiner Gnade vermitteln und feiern. Insofern ist sein Ansatz beachtenswert, indem er auf einen sorgfältigen und stimmigen Vollzug des Gottesdienstes hinweist. Hier gilt es, sich der kritischen Selbstreflexion zu stellen, inwieweit diese Sorgfalt in unseren Gottesdiensten zum Ausdruck kommt. Oft genug sind wir mit hastigen Worten und verkümmerten Gesten konfrontiert, die den Eindruck erwecken, hier werde eine Feier „abgespult“. Sachgemäß steht der Vorsteher bzw. die Vorsterherin im Mittelpunkt der Überlegungen Thomas Kabels; es wäre lohnend, das feiernde Gottesvolk in seinen Handlungen mit in den Blick zu nehmen. Die sehr deutliche Anlehnung an die Form eines Drehbuches kann beim Lesen irritieren. Es darf nicht der Eindruck erweckt werden, es gehe allein um die Dramaturgie und die eigentlich zu fei-

ernden Inhalte träten dahinter zurück. Im Gottesdienst ist Jesus Christus selber gegenwärtig, nicht allein der präsenzgeschulte Vorsteher. Die Gefahr, dass hier eine Verunklarung entsteht, ist leider evident.

So kann die Lektüre des *Handbuchs Liturgische Präsenz* kritisch beleuchtet lauten: Die Anregung, auf die Sorgfalt des Vollzuges zu achten, kann aufgenommen werden ohne die theologischen Inhalte (die leider nicht reflektiert werden) in den Hintergrund treten zu lassen. Letztlich heißt die Gnade Gottes zu feiern auch, das Kontingente und Unvollständige im Menschen zu akzeptieren – dazu gehört auch die manchmal fehlende Perfektion des Gottesdienstes. Die Gnade Gottes orientiert sich nicht an der Disposition der Feiernden. Liturgie muss menschlich bleiben und bleibt damit fehlerhaft. Die Beachtung der Präsenz darf nicht in Perfektionismus ausarten. Allzu perfekte Kunst kann ebenso die Authentizität der Feiernden verdecken. Zu beherzigen bleibt die Anregung Kabels, die Präsenz der feiernden Menschen zu prüfen. In einer Zeit religiösen Suchens ist dies ein Beitrag zur Verlebendigung des christlichen Gottesdienstes. Durch die Tiefe des Ausdrucks und im Ernstnehmen des „Spieles“ wird der Gefahr der Oberflächlichkeit in der Liturgie begegnet. Genau hierin trifft sich der Ansatz der Liturgischen Präsenz mit den Gedanken Romano Guardinis: *„Vor Gott ein Spiel zu treiben, ein Werk der Kunst – nicht zu schaffen, sondern zu sein, das ist das innerste Wesen der Liturgie.“* (Guardini: Vom Geist der Liturgie).

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Thomas Kabel: Handbuch Liturgische Präsenz. Zur praktischen Inszenierung des Gottesdienstes. Band 1. Gütersloher Verlagshaus 2002. 277 S.; 34,95 EUR.  
Helmut Wöllenstein (Hg.): Werkbuch Liturgische Präsenz nach Thomas Kabel. Gütersloher Verlagshaus 2002. 144 S.; 14,95 EUR.



---

# Literaturdienst

---

**Heinrich Janssen: Perlen des Gebets. Der Rosenkranz - Hinführung und geistliche Deutung. Mit einer Auslegung der „lichtreichen Geheimnisse“.** Herder Verlag, Freiburg 2003. 144 S.; 14,90 EUR.

Die Rosenkranz-Ausstellung in der Kölner Diözesanbibliothek (1. Okt. 2003 bis 31. Jan. 2004) hat ein lebhaftes Interesse gefunden, und das vor allem bei denen, die in den Pfarreien seit Jahr und Tag ehrenamtlich den Rosenkranz vorbeten.

Eine gute Ergänzung und Weiterführung dessen, was man da zu sehen bekam und in der Kürze der Zeit gar nicht alles aufnehmen konnte, ist das gefällige Bändchen über den Rosenkranz von Heinrich Janssen.

Aber auch für alle, die die Ausstellung nicht gesehen haben, den Rosenkranz jedoch lieben und beten, ist dieses Bändchen äußerst informativ und anregend.

Da werden zunächst frühere Bezeichnungen für den Rosenkranz genannt wie z. B. numerale (Zähl-schnur), sertum precatiorum (Gebetsschnur) und Petten (von Pater noster), Material, Aussehen und Gestaltung wird beschrieben und durch gute Abbildungen illustriert. Ferner werden Gebets-schnüre anderer Religionen aufgezählt. Dann wird die wechselvolle Geschichte des Rosenkranzes ausführlich dargestellt, dazu die jeweils verschiedene Art, den Rosenkranz zu beten, in den deutschsprachigen wie in den romanischen Ländern. Aus allem spürt man heraus, dass der Verfasser nicht nur ein umfangreiches Wissen vom Rosenkranz hat, sondern ihn auch selbst betet. So kann er aus dem Vollen schöpfen, wenn er dem Leser die geistliche Dimension des Rosenkranzes erschließt. Neben den drei geläufigen Arten - dem freudreichen, schmerzhaften und glorreichen - werden der lichtreiche und trostreiche Rosenkranz ausgiebig erklärt, und - mit Meditationstexten versehen - zum Beten geradezu angeboten.

Ein eigener Abschnitt ist auch dem „Jesusgebet“ gewidmet, weil es eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Rosenkranz aufweist. Es geht bereits auf die Kirchenväter zurück und war vor allem in der Ostkirche verbreitet, dann aber wurde es auch hier im Westen immer beliebter. Ein Vorschlag verbindet es sehr geschickt mit den Geheimnissen des lichtreichen Rosenkranzes, ein weiterer mit den Festen im Laufe des Kirchenjahres.

Den Abschluss des Bändchens bilden „Impulse für das Rosenkranz-Gebet (nicht nur) mit Kindern und Jugendlichen“.

Jeden, der sich nicht nur für den Rosenkranz interessiert, sondern ihn auch liebt und betet, kann dieses Bändchen bereichern. Es erschließt viele Quellen für das betrachtende Gebet.

Paul Knopp

**Hans-Ulrich Wiese: Karsamstagsexistenz. Auseinandersetzung mit dem Karsamstag in Liturgie und moderner Kunst.** Schnell & Steiner-Verlag, Regensburg 2002. 292 S.; 29,90 EUR.

Kunst und Theologie, zwei gleich-ungleiche Schwestern vor dem einen Ort-Unort. So könnte, in einer Kurzformel, der Spannungsbogen von Wieses Arbeit markiert werden.

Ästhetik also - hier Wahrnehmungslehre im gestalteten Ausdruck menschlicher Existenz, im Namen der Kunst, dort aus der Reflexion auf den Offenbarungsbefund aus der Offenbarungsbotschaft heraus, im Namen der Theologie der Liturgie.

Zusammen finden die beiden Bereiche am Ort der Arbeit: Karsamstag, liturgisch markierter Zwischenort im *Mysterium Paschale* zwischen Karfreitag, dem Tag des Eingedenkens von Leiden und Tod des menschengewordenen Gottes Jesu Christi - als Katabasis für uns, hin zum Tag der Auferweckung des Sohnes vom Vater, der Auferstehung des Logos - als Anabasis für uns, als Verheiligungsgestalt und Hoffnungsgrund ewigen Lebens.

Was aber zeigt und zeitigt der Zwischenraum, der Tag der Diabasis - der Karsamstag?

Er erweist sich neu als uns bezeichnender spiritueller Gegenwartsraum. Raum der Leere aus Beharren auf Unsäglichem, Ausdruck des Nichtauszudrückenden, Raum der Leere in der Ausrichtung auf ein erhofftes Ereignis, reines Ereignis Gottes, Wiederherstellung entstellten Lebens bis ins Anorganische hinab, Auferweckung, die ebenso sich dem Verstehen, der Darstellung weigert (vgl. Herbert Falken, 196).

Wiese geht, in Reflexion und Betrachtung von Bild und Bildern, im Streit von Anwesenheit und Abwesenheit, Zuviel und Zuwenig im Dargestellten (31-92), einen eindrucksvollen Denkweg: Die Gegenwärtigkeit unermesslicher Leidenserschütterungen des 20. Jahrhunderts, reflektiert in philosophisch-theologischer Ästhetik und ausgedrückt in Zeugnissen der Kunst, markiert die Schwelle.

Dann erst erfolgt die Theologie des Tages - Karsamstag - in Geschichte und Gegenwart (93-163).

Sie bildet aber nicht Abschluss.

Auseinandersetzung mit Gegenwartskünstlern (Anatol Herzfeld, Michael Bleyenbergh und Herbert Falken) öffnen die Theologie zum „work in progress“, ins Unabschließbare von Brechungen des Darstellbaren und Sagbaren zum Ephemereren des Zeigbaren und Benennbaren (164-199). Eingeholt wird dies auch in der gefundenen Form:

Reflektierte Dialoge, wiedergegebene Gespräche, gesprochenes Wort, das zur Schrift wird.

Das Ende der Arbeit ist, gleichsam verschoben elliptisch, die Rückkehr zum Anfang – aber auf neuer Ebene, nach dem, was gesichtet wurde: „Der Ort des Da-zwischen“ (200–292) als Verortung des „Zwischen“.

Der Karsamstag wird als zentrale Deutungskategorie des Christlichen, in der Spannung von Kunst, Liturgie, Theologie und Existenz in neuer Aktualität gefunden, als ein Ort, „der die Distanz Jesu vom Leben und seine Begegnung mit dem Tod zeigt. Er gibt dieser Begegnung einen eigenen Raum. *Der Karsamstag als Da-zwischen von Tod und Auferstehung Jesu Christi führt in diese zentrale Deutungskategorie des Christlichen ein.*“ (254)

Meine Frage an Wiese wäre, ob es wirklich ein Ort der „Existenz“ ist, wie er den Topos, von Karl-Josef Kuschel hergenommen, qualifiziert?

Bei alledem, was im Terminus „Existenz“, gerade philosophisch-theologisch von Kierkegaard über Heidegger zu Sartre mitschwingt – wäre es nicht redlicher, von „Passivität“ zu sprechen, passiver als jeder Akt von Passivität in der Weise des Aushaltens und Wartens.

Würde nicht so das Nichtverstehbare des Kreuzes und das Nichterschließbare der Auferweckung wahrhaftiger benannt am Zwischenort der Leere, wie zwischen Ausatmen und Neuanhauch, welchen niemand von uns noch Lebenden antezipieren kann?

*Markus Roentgen*

**Michael Meyer-Blanck / Walter Fürst (Hg.): Typisch katholisch – typisch evangelisch. Ein Leitfaden für die Ökumene im Alltag. CMZ-Verlag, Rheinbach 2003. 376 S.; 14,90 EUR.**

Man kann den Überblick verlieren im Labyrinth der geteilten religiösen Welt, des kirchlichen Alltags und der unterschiedlichen Frömmigkeitstypen. Aus dem Labyrinth in Knossos führte der *Leitfaden* der Ariadne; ein Ariadnefaden eigener Art liegt vor mit diesem Buch. An welchen unverkennbaren Auffälligkeiten bleibt der Blick am geteilten Kirchenleib hängen? Welches *Logo* verbindet die Oberflächenwahrnehmung gemeinhin mit der katholischen und protestantischen Ausdrucks-gestalt des Glaubens? An welchen Eigentümlichkeiten lassen sich die Konfessionen identifizieren? Verschiedene Autoren nehmen sich Neben- und Hauptaspekten der evangelischen und katholischen Glaubenswelt an. Wir sind eingeladen, zu Gast in der Denkform und Eigenart der anderen Konfession zu sein. Die Überlegungen wollen helfen, das Eigene und das Nachbarliche neu wahrzunehmen. Die gut lesbaren kleinen Essays wagen, das Ganze im Fragment anzudeuten und eine Bewegung des Dialogs in Gang zu setzen. Bewusst wird alles Thesenhafte oder die informative Ver-

dichtung und Verknappung von Lexikonartikeln vermieden und der durchaus subjektive Blickwinkel der Bearbeiter bzw. die Alltagsnähe der Fragestellung deutlich. Das Buch bietet Anstöße, Versuche, *fast* alles zu sagen, Annäherungen an komplexe Haupt- und Nebenthemen, Einladungen an die Leser, den Leit-faden im ökumenischen Gesprächsalltag aufzunehmen. Statistische Daten und Hinweise auf weiterführende Literatur erfüllen das Bedürfnis nach Information.

„Typisch Kirche“ – dieser Satz leitet ein eher abfälliges Urteil oder Vorurteil über die objektive kirchliche Realität ein. Das Buch nutzt die Chance der Typenlehre und lenkt den Blick auf *Typen*, typologische Verdichtungen, Merk-Würdigkeiten im Erscheinungsbild der Konfessionen, auf Erkennungsmerkmale, Muster Lebensform und *Bauart*, loci, unverkennbare *Markenzeichen*, spezifische Ausdrucks-gestalten, bezeichnende Gesten, Feierformen. Typoi weisen auf das Wesentliche, gemeinsame Merkmale, überindividuelle Eigenarten. Das Buch dient dem Abbau überholter Typisierungen (protestantische Kirche des Wortes – katholische Kirche des Sakraments). Es gibt keine Typen in Reinkultur. Doch es gibt die Chance, anhand der Kategorie des *Typischen* die Eigenart der Bekenntnisse und deren Ausprägung in der Lebenspraxis und im Frömmigkeitsstil zu beleuchten. Wie präsentiert sich die jeweilige Konfession, was fällt ins Auge, befremdet, beeindruckt, weckt Fragen, deckt Akzente auf, die in der eigenen Kirche unterbelichtet sind?

Der katholische Leser wird vielleicht aufmerksamer, neugieriger die protestantischen Beiträge lesen und sich dankbar auf den Prozess des Verstehens fremder Identität einlassen. Er wird auf spezifische Eigenarten der *Anderen* stoßen. Er wird neu entdecken, was ihm an der eigenen Konfession fremd (geworden) ist. Geschult wird die Kunst der Wahrnehmung, das dankbare Sehen auf bereichernde Vielfalt und den gemeinsam zu hütenden Schatz, auf denkwürdige Auffälligkeiten und gottesdienstliche Gebärden im Raum der Nachbarkonfession. Was wirkt befremdlich und darum(!) bereichernd, was eint die Konfessionen unbestreitbar? Mancher Leser wird sich als konfessionelles *Mischwesen* entdecken oder ihm wird aufgehen, wie viel Vielfalt an Frömmigkeitstypen es auch innerhalb der eigenen Konfession gibt.

Aus katholischem und evangelischem Blickwinkel werden in diesem für die Praxis konzipierten Buch exemplarische Praxisfelder des Glaubens, ekklesiologische Themen und Fragen der systematischen Theologie behandelt. Vielleicht hätte man die jeweils von einem Autorenpaar verantworteten Artikel stärker dialogisch konzipieren sollen...

Aus den Beiträgen, die wegen der Breite des Autorenkreises inhaltlich sehr unterschiedlich ausfallen, ragen kostbare Miniaturen heraus: Hans Schallers Beitrag zum Gebet, Albert Gerhards Beobachtungen zum Kirchenraum, Josef Wohl-



muths und Michael Moxters Überlegungen zu *Wort und Sakrament*, Wolf Krötkes Artikel zu *Gebot und Gewissen* und vor allem die wichtigen eschatologischen Gedanken Gerhard Sauters zum Themenkomplex evangelischen Totengedenkens und *der letzten Dinge*. Sehr inspiriert ist das Geleitwort Jürgen Schmudes, des Präses der Synode der EKD, informativ das Glossar, das kleine Lexikon des ökumenischen Alltags. Eine glückliche Idee war es, das Buch durch von sehr anregenden Kurzauslegungen begleiteten Werken der Malerei zu illustrieren.

So wird ökumenisch Engagierten ein Leitfaden für den Kirch-Gang in den nachbarlichen Kirchen-Räumen und eine Verstehenshilfe bei der Wahrnehmung der Alltagsglaubenspraxis des *Anderen* gereicht: ein kleiner geistlicher Reiseführer, eine informationsreiche Sehhilfe für Haupt- und Ehrenamtliche in Erwachsenenbildung, Schule und Gemeinde bei ihrer Spurensuche nach dem *Typisch Ökumenischen* im leider immer noch getrennten Kirchenleib. Denn „in, mit und unter“ den typischen konfessionellen Erkennungszeichen will das *typisch Christliche* gesucht und entdeckt werden. Kurt Josef Wecker

**Stefan Kiechle SJ: Größer als unser Herz. Biblische Meditationen – Exerzitien im Alltag. Herder-Verlag 2003. 190 S.; 14,90 EUR.**

In den letzten Jahren sind viele Bücher und Mappen als Hilfe zur Durchführung von „Exerzitien im Alltag“ erschienen. Der derzeitige Novizenmeister der Jesuiten in Deutschland hat nun o. a. Buch herausgegeben, in dem er 36 Schrifttexte – klassische und häufig verwandte, aber auch wenig bekannte – zur Meditation vorlegt. Sie sind ebenfalls gedacht zur Verwendung in „Exerzitien im Alltag“, darüber hinaus aber auch für Exerzitienkurse, für Bibelkreise und auch für den persönlichen, allein oder mit einem Begleiter gegangenen geistlichen Weg. Die Auswahl der Schrifttexte folgt einem bestimmten inhaltlichen Verlauf, dem der Exerzitien des hl. Ignatius von Loyola. Sie sind in fünf Kapitel gegliedert, die die fünf Phasen der Exerzitien aufgreifen: Vor Gott – Sein Leben ordnen – Von Gott gesandt – Mitleiden – Neu leben. In der Einleitung „Die Bibel meditieren“ wird Hilfreiches über das meditative Betrachten der Schrift gesagt, auch darüber, wie diese Art, Gott zu begegnen, sich im Laufe der Geschichte christlicher Spiritualität entwickelt hat, bis schließlich die „Geistlichen Übungen“ des hl. Ignatius die Kirche bis in die Gegenwart geprägt haben. Es wird dann kurz die „Methode“ der ignatianischen Betrachtung vorgestellt, wie sie dem heute Gott suchenden Menschen helfen kann, und zwar die „Schriftbetrachtung“ und die „Psalmenbetrachtung“ in fünf bzw. vier Schritten und einem Rückblick.

Die jeweils abgedruckten Schrifttexte werden dann für das Beten erschlossen, indem zunächst eine „Hinführung“ die jeweilige Perikope ausdeutet, um zu helfen, den Text zu verstehen und auf heutige Fragen hin zu übersetzen. Die dann folgenden „Fragen und Hinweise“ eröffnen Möglichkeiten, persönlich nachzudenken und zu beten.

Dabei ist es dem Verfasser wichtig zu betonen (vgl. S. 15), dass es nur um Anstöße geht, die dem Leser einen Raum eröffnen sollen, andere und weitere Deutungen und Impulse zu finden, bis man schließlich allein den Weg des Betrachtens gehen kann. Und auch die „Fragen und Hinweise“ sollen kein schlechtes Gewissen machen oder spirituellen Druck ausüben. Ihre Absicht ist es, dem Beter zu ermöglichen, sein Leben in seiner Komplexität und Vieldeutigkeit ins Betrachten einzubringen. Auch hier soll der Beter unter dem freien Wirken des Geistes auswählen und sich u. U. andere, eigene Fragen stellen.

Ich habe selten ein Buch aus dem Bereich der christlichen Spiritualität gefunden, das so nüchtern, auf das Wesentliche konzentriert, erhellend und einladend zum Meditieren und Beten führt. Wer sich auf das Buch einlässt, der kann ein Stück weit auf dem Weg vorankommen, den der Verf. am Schluss des Buches (190) so formuliert: „Wir wollen Gott erfahren; dass seine Größe unser enges Herz weite... Und wir wollen uns ihm hingeben; dass wir mehr glauben und lieben lernen...“

Wer mehr wissen möchte über den hl. Ignatius, sein Leben, seine Theologie und Spiritualität, besonders auch über die Exerzitien, dem sei das Buch des Verfassers: Ignatius von Loyola (Herder Spektrum 5068, Freiburg 2001) sehr empfohlen.

Norbert Friebe

---

# Unter uns

---

## Auf ein Wort

„So ein Satz für ein ‚Stammbuch‘ oder ‚Poesiealbum‘, der von mir erbeten wird, ist mir eigentlich unsympathisch. Ein solcher Satz gibt doch leicht vor, eine Art Quintessenz des Lebens oder des Denkens eines Menschen zu bieten. Aber wer weiß denn diese geheime Summe seiner Wirklichkeit? Wer kann sie in einen Satz zwingen. Wenn der Mensch – jeder – nur von Gott her wirklich begriffen werden kann, Gott aber unbegreiflich ist, dann ist auch der Mensch ein unsagbares Geheimnis, das sich schweigend in liebender Hoffnung Gott anvertrauen soll. Jetzt und in der Stunde des Todes. – Karl Rahner SJ“

*Karl Rahner*  
in: „Gästebuch“  
des Kardinal-König-Hauses,  
Wien-Lainz

## Segen ist für alle gut

Die Sternsinger besuchen nach Möglichkeit alle Mitglieder der Pfarrei in ihren Wohnungen. Dabei kommt es vor, dass sie auch bei türkischen Familien anschellen. Oft werden sie auch von den ja kinderfreundlichen Menschen empfangen und bekommen auch eine Gabe. Bei einem Besuch aber erfahren sie Ablehnung. Der türkische Familienvater fragt nach dem Grund dieses außergewöhnlichen Besuches. Und der begleitende Kaplan erklärt die Sternsingeraktion und dass allen Menschen der Segen von Gott gebracht werden soll. Darauf sagt der wohl gläubige Muslim: „Wenn Segen, dann richtig. Segen ist für alle Menschen gut.“ – Stammvater Abraham lässt grüßen: siehe Genesis 22,18.

*Propst Paul Neumann &  
Kaplan Peter Fabritz, Wattenscheid*

## „Die Gesellschaft Jesu“

In den 70er Jahren arbeiteten wir im Team in St. Adelheid, Köln-Neubrück. Zu uns gehörten u. a. der Merheimer Krankenhauspfarrer Siegfried Kollmann und fünf Schwestern des Servitinnenordens.

Am zweiten Weihnachtstag gestaltete eine von ihnen zusammen mit Pfarrer Kollmann den Kindergottesdienst. Er wurde wie folgt angekündigt:

„Ochs und Esel an der Krippe“, – Siegfried Kollmann und Schwester Friederika

Der Kindergottesdienst war sehr gut besucht, denn „niemand“ wollte sich das entgehen lassen.

*Pfarrer Hans-Otto Bussalb, Köln*

## Das liebe Geld

Der 10jährige Sohn des bayerischen Kollegen ist seit kurzem Ministrant und muss nun zum ersten Mal den Küster beim Kollektieren vertreten. Als er an der Bank mit den in der Pfarrei ansässigen Ordensfrauen vorbeikommt, fängt er sich mit seinem Körbchen einen Korb ein. Nachdem alle anderen etwas gegeben haben, kehrt er am Ende seiner Tour mutig zu den Nonnen zurück, streckt sein Körbchen wieder hin und fragt: „Oder seids Ihr pleite?“

*Bernhard Riedl, Brilon*

## Geläutlos

Bei der Glockenwartung wurde an einer Glocke ein größerer Schaden festgestellt, so daß sie bis nach der Reparatur nicht mehr geläutet werden durfte. Nach der Sonntagsmesse fragte eine Frau: „Wird mittags nicht mehr geläutet?“ Darauf die stellvertretende Vorsitzende des Kirchen-Vorstandes: „Der Engel des Herrn ist kaputt.“

*Gertrud Orth, Gemeindereferentin i. R.*